

Tidjane Thiam, Doris Leuthard, Kendrick Lamar, Klassentreffen

DIE WELTWOCHEN

Nummer 16 – 20. April 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

«Flüchtlinge»
Gemeinden ächzen
unter Sozialkosten

FRANKREICH

Endspiel ums Elysée

SCHWEIZ

Abtreibungen
ausser Kontrolle

JONAS PROJER

Verklemmter
TV-Dompteur

MEDIZIN-SENSATION

Star-Chirurg
über das Geheimnis
starker Herzen

TÜRKEI

Erdogan überlistet
seine Kritiker



4 1194407 006904
16

MONT 
BLANC
LEGEND
SPIRIT



THE NEW FRAGRANCE FOR MEN

So einen Wahlkampf hat Frankreich noch nie erlebt: Der Präsident kneift und stellt sich nicht zur Wiederwahl. Die Favoriten stürzen, die Aussenseiter marschieren durch. Drei Tage vor der Wahl analysiert die *Weltwoche* die Lage



Napoleon hoch zu Ross: Vorlage fürs Weltwoche-Cover.

in unserem Nachbarland. Jürg Altwegg skizziert die vier Spitzenreiter und wägt ihre Chancen im ersten und zweiten Wahlgang ab. Er hat zudem den Philosophen Alain Finkielkraut interviewt, der seine schärfste Kritik für den Überflieger Emmanuel Macron aufspart: ein «unerfahrener Narziss» sei er. Finkielkraut widerlegt die These, die Hans Ulrich Gumbrecht im Kulturteil aufstellt: dass die intellektuelle Strahlkraft von Paris verblasst. Doch auch Gumbrecht hat Hoffnung – für einen Nachruf sei es noch zu früh. Der renommierte amerikanische Karikaturist Kevin Kallaughar hat die zerklüftete Lage für unser Cover grossartig ins Bild gesetzt. **Seite 18–23, Seite 52**

Das Thema Schwangerschaftsabbruch polarisiert. Nachdem die *Weltwoche* vor kurzem geschildert hat, wie Abtreibungen zu einem späten Zeitpunkt ablaufen, erreichte die Redaktion unter anderem scharfe Kritik. Doch die Wirklichkeit verschwindet nicht, wenn man sie verdrängt. Wir kommen darum auf das Thema zurück und fragen, wie Spätabbrüche mit der Fristenlösung vereinbar sind. **Seite 28**

Ungewohnt heftig rüffelte SRG-Ombudsmann Roger Blum neulich «Arena»-Moderator Jonas Projer. Seine Sendung über Donald Trumps angeblichen Krieg gegen die Medien vom 24. Fe-

bruar sei in verschiedener Hinsicht missglückt. Fast fünfhundert Beschwerdeführer hatten sich zuvor über Projers wenig souveräne Rempelen gegen den Historiker und Publizisten Daniele Ganser entsetzt – ein absoluter Rekord. Nun erhalten sie teilweise recht. Grund genug für den «Arena»-erfahrenen Christoph Mörgeli, sich näher mit den Schwächen und Stärken des heutigen Dompteurs der Politsendung zu befassen. **Seite 30**

Hans Rudolf Wyss stellte eine einfache Anfrage. Er wollte vom Gemeinderat wissen, wie viele anerkannte Flüchtlinge in Seuzach lebten und was sie die Sozialhilfe kosten würden. Die kommunale Exekutive war aber nicht einmal in der Lage, die Zahl der «Flüchtlinge» zu benennen, sie würden in der Ausländerstatistik nicht extra ausgewiesen. Wyss, pensionierter Ingenieur und Informatiker, recherchierte und rechnet. Es geht um Millionen von Franken, die Kosten bringen das Budget aus der Balance. Und Seuzach ist kein Einzelfall, das Phänomen trifft alle Gemeinden. Stossend findet Wyss, dass die Gemeindebürger die aus dem Ruder laufenden Sozialausgaben gar nicht reduzieren können. Denn die Ausgaben sind «gebunden», die direkte Demokratie sei ausgehebelt. **Seite 32**

Es ist nicht leicht, mit dem russischen Bestsellerautor und Putin-Kritiker Sachar Prilepin ins Gespräch zu kommen, seitdem er die Computer-Tastatur mit der Kalaschnikow vertauscht und sich den Separatisten in der Ostukraine angeschlossen hat. Von einer Reise ins Kriegsgebiet rät er *Weltwoche*-Redaktor Wolfgang Koydl ab, doch zu einem schriftlichen Interview ist er bereit – zunächst. Dann bemängelt er die «unkorrekten» Fragen. Am Ende aber beantwortet er sie ganz korrekt. **Seite 46**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay

Bildredaktion: Martin Kappler, Larissa Weber (*Assistentin*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



KURZ

SCHMUCK UND UHREN

Zürich | Bahnhofstrasse 80
Glatt | Einkaufszentrum

ICONIC

THE NAVITIMER
SINCE 1952





Exklusives Leserangebot: «Park Weggis»-Resort Sommertraum am Vierwaldstättersee

Luxus, Tradition und ein Gefühl von Freiheit – das erwartet Sie im traditionsreichen Fünf-Sterne-Resort «Park Weggis» mit traumhafter Aussicht auf den See und in die Berge.

Das idyllisch an der Rigibucht gelegene Weggis ist bekannt für die Freiheitsliebe seiner Bewohner: Nachdem es lange unter der Herrschaft der Habsburger gestanden hatte, wurde es 1332 zur freien Republik. Später wehrten sich die Weggiser in mehreren Aufständen gegen die Herren von Luzern, von denen sie 1380 bis 1798 verwaltet wurden.

Heute erwartet Sie am Ufer des Vierwaldstättersees ein Urschweizer Sommertraum. Im Fünf-Sterne-Resort «Park Weggis» vereinen sich Tradition und Moderne auf höchstem Niveau. Das elegante Domizil lässt mit viel Gastfreundschaft und Liebe zum Detail keine Wünsche offen.

Neben dem eigenen Strandbereich bietet das Swiss-Deluxe-Hotel umfassende Wellness-Möglichkeiten inmitten eines japanischen Gartens. Feinschmeckern stehen drei Restau-

rants – zwei vom «Gault Millau» prämiert – sowie die «Lalique Caviar Bar» und die «Beach Bar Lounge» zur Verfügung. Lassen Sie sich verwöhnen und geniessen Sie eine wohlverdiente Auszeit vom Alltagsstress.



Platin-Club-Spezialangebot

Luxus-Aufenthalt im «Park Weggis»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Begrüssungswein und Früchteteller
- Apéritif in der «Beach Bar Lounge»
- Mediterranes 4-Gang-Dinner in der «La Brasserie»
- Authentisches 3-Gang-Dinner im «Park Grill»
- Massage unter Palmen am See (30 Min.)
- Hoteleigener Strand, Infinity-Aussenpool, Stand-up-Paddles, Kanus, Mountainbikes, E-Bikes etc. zur freien Benützung
- Rigi-Tagesticket mit Picknick inkl. einer Flasche Rosé

Spezialpreise:

Im Doppelzimmer: ab Fr. 834.– (statt 1050.–) pro Person
Im Einzelzimmer: ab Fr. 960.– (statt 1130.–) pro Person
(Weitere Kategorien auf Anfrage)

Buchung:

Verfügbar ab 1. Mai bis 30. September 2017
(nach Verfügbarkeit, ausgenommen 1. August).
Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 041 392 05 05.
Bitte das Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Park Weggis*****S
www.parkweggis.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Trump, Hitler

Was wir aus dem Aufstieg des Massenmörders lernen können.

Von Roger Köppel

Eben kehre ich zurück von einem Ausflug mit der Familie zu den mächtigen mittelalterlichen Burgen in Bellinzona, wo einst die Durchgänge zum Gotthard bewacht wurden. Wir verbringen unsere Ferien im Tessin, bei grossartiger Sonne und viel Wind (kein Schnee). Im Wohnzimmer fällt mein Auge auf die letzte Ausgabe der *New York Review of Books*, einer angesehenen, wenn auch kleinauflagigen, prononciert linken, aber intelligenten linken Publikation, die ich immer wieder mit Gewinn und manchmal sogar mit Zustimmung lese.

In der jüngsten Ausgabe findet sich ein Aufsatz des renommierten amerikanischen Historikers Christopher Browning, der sich schwerpunktmässig mit den Verbrechen der Hitler-Diktatur und dem Völkermord an den Juden auseinandergesetzt hat. Hier geht er der Frage nach, welche Lehren wir heute aus dem Aufstieg Hitlers an die Macht ziehen können. Und natürlich kommt der Autor, wie es mittlerweile fast Mode geworden ist, auch auf den neuen US-Präsidenten Trump zu sprechen.

Gewiss: Trump ist für Browning kein neuer Hitler, so einen Blödsinn schreibt er nicht. Und doch fallen ihm Parallelen auf. Auch Hitler habe gegen die «alten Eliten» gewütet. Sein Zielpublikum seien die durch eine Wirtschaftskrise verarmten Mittel- und Unterschichten gewesen – Trumps «forgotten men». Wie Trump sei Hitler als politischer Aussenseiter ausgelacht und unterschätzt worden. Die konservativen deutschen Führungsschichten hätten den skrupellosen Aufsteiger genauso wenig unter Kontrolle gehabt wie heute die konservativen Republikaner den blonden Milliardär. Sowohl Trump als auch Hitler hätten ihren Wählern das Blaue vom Himmel versprochen, vor allem die Rückgewinnung alter «nationaler Grösse».

Brownings Lehre lautet: Auf keinen Fall dürfe man Leute wie Trump unterschätzen. Wichtig sei, den wirtschaftlich Verzweifelten beizeiten wieder Arbeit zu geben. Den «konservativen Eliten» rät er, sich nie mit Aussenseitern einzulassen, die sie zu beherrschen hoffen. Das Entscheidende aber sei, dass man Angriffe auf die Demokratie von Anfang an entschlossen bekämpfe. Viel zu lange habe man Hitler gewähren lassen. Browning endet zuversichtlich mit einem Blick auf die Stabilität der amerikanischen Institutionen.

Ich will mich nicht auf eine Detailkritik dieser Diagnosen einlassen. Normalerweise

geht es Leuten, die lebende Politiker mit Hitler in Verbindung bringen, nicht um nüchterne Analyse, sondern um Polemik. Sie wollen anschwärzen und beleidigen, auch einschüchtern und predigen, um sich selber zu erhöhen. Dass Browning diese Ziele verfolgt, will ich ihm nicht unterstellen. Wenn wir aber seine Fragestellung ernst nehmen – Was können wir heute aus dem Aufstieg Hitlers lernen? –, dann fehlt seiner Darstellung ein entscheidender Aspekt, der ausschlaggebend war für den Aufstieg und das Unheil, das Hitler verbreiten konnte.

Ganz allgemein lautet die Theorie, «die Deutschen» hätten in einem kollektiven Akt der Verblendung, aus niederen Instinkten oder aus einem Mangel an Zivilcourage Hitler an die Staatsspitze gehoben. Diese Behauptung begegnet einem immer wieder. Nach wie vor wird sie als Beleg dafür verwendet, dass man aufpassen müsse mit Volksentscheiden. Dem Volk sei eben nicht zu trauen, es habe ja auch Hitler gewählt. So wie heute eben Trump.

Diese Theorie ist falsch. Hitler wurde nicht vom Volk an die Macht gewählt. Solange es in Deutschland eine noch einigermaßen funktionierende parlamentarische Demokratie gab, erreichte seine Partei nicht mehr als gut 30 Prozent aller Stimmen; Tendenz zuletzt sinkend. Das ist viel, aber mehr als 60 Prozent der deutschen Wähler waren gegen ihn. Noch im April 1933, als Deutschland bereits eine halbe Diktatur war, kamen die Nationalsozialisten nur dank massivem Gewalteinsatz auf

über 40 Prozent der Stimmen. Hitler hatte die demokratische Mehrheit gegen sich, obschon Teile des Staatsapparats schon sklavisch seinem Willen gehorchten.

Browning verkennt den wesentlichen Punkt, vielleicht eben deshalb, weil es ihm nicht darum geht, Hitlers Aufstieg zu verstehen, sondern Trumps Wahl zu diskreditieren.

Das Bemerkenswerte an Hitlers «Machtergreifung» war gerade, dass er die Macht gar nicht ergreifen musste, sondern dass sie ihm durch eine klitzekleine Minderheit an der Spitze des deutschen Staats so bereitwillig wie undemokratisch ausgehändigt wurde, und zwar am Volk vorbei. Nur ein kleiner Kreis um die altgedienten konservativen Adeligen von Hindenburg, von Papen und von Schleicher – den die Nazis später kaltblütig umbrachten – schob Hitler in die Regie-

rung. Die überheblichen Aristokraten glaubten, den «Führer» führen und zähmen zu können. «Wir schaffen das», lautete schon damals die Trugformel sinngemäss.

Nicht das Volk, ein kleiner elitärer Zirkel gab Hitler die Macht. Und auch die endgültige Beseitigung der alten demokratischen Verfassung wurde nicht vom Volk verfügt. Es war das Parlament, welches am 24. März 1933 das so genannte Ermächtigungsgesetz, im schöngefärbten Originalton «Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich», absegnete. Die Politiker, nicht die Stimmbürger installierten Hitlers Diktatur.

Natürlich gab es Druck, Erpressung, kriminelle Methoden, aber Hitler holte sich die Zweidrittelmehrheit im Reichstag dank allen bürgerlichen Abgeordneten; darunter auch Liberale wie der spätere Bundespräsident Theodor Heuss. Nicht das Volk, die Politiker gaben Hitler die Instrumente in die Hand, mit denen er sein Terrorregime errichten konnte.

Was also ist die entscheidende Lehre aus Hitlers Aufstieg? Browning bleibt an der Oberfläche. Man muss tiefer bohren.

Die alte deutsche Demokratie hatte nicht zu viel, sondern zu wenig Kontrolle und Mitwirkung durchs Volk. Die Politiker hatten zu viel Macht. Sie durften sogar die demokratische Verfassung durch eine Diktatur ersetzen, ohne dass das Volk etwas zu sagen gehabt hätte.

Wenn heute Hitler als Chiffre verwendet wird, um die Macht der Stimmbürger zurückzubinden zugunsten der Macht der Politiker, dann ist das ein Missbrauch historischer Erfahrung. Demokratie, und zwar eine möglichst direkte, bleibt das beste bekannte Gegenmittel gegen die Hitlers aller Zeiten.



Linke Intelligenz: «New York Review».

Eines unserer Ziele: Dass Patienten schnell wieder gehen.

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.

PYRAMIDE KLINIK AM SEE



Leib gewordene Prosa: Sofi Oksanen. Seite 56



Russischer Hemingway: Sachar Prilepin. Seite 46



«Der Fortschritt muss begrenzt werden: um die Welt zu retten!»

Alain Finkielkraut: Seite 20

Titelgeschichte

- 18 **Zeitenwende in Frankreich**
Schicksalswahl und ihre Kandidaten
- 52 **Schweigen über der eigenen Dürre**
Was ist bloss mit Frankreich los?

Interview

- 20 **«Schock der Kulturen»** Der Philosoph Alain Finkielkraut misstraut Macrons «Ideologie des Fortschritts»

Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 11 **Kommentar Trumps Powerplay**
- 11 **Im Auge Anne Holt**, Krimiautorin
- 12 **«Kosovo-Schlitzer»**
Richter des richtigen Geschmacks
- 13 **Grossbritannien**
Theresa Mays Befreiungsschlag
- 13 **Finanzen** Privatsphäre unter Druck
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf Michael Ballhaus**
- 24 **Mörgeli** Ein Richter zum Fürchten
- 24 **Bodenmann**
Lawine gegen *Bähnli*-Kommunismus
- 25 **Medien** Gratiszeitungen sind passé
- 25 **Die Deutschen** Ohne Pardon
- 45 **Trumps Woche**
«Wir haben keine andere Wahl»

Inland

- 26 **Bundeshaus** Ränkespiel zwischen Leuthard und Schneider-Ammann
- 28 **Abtreibungen** Jährlich sterben Hunderte ungeborener Kinder
- 29 **Romandie**
Auffällig viele Spätabtreibungen
- 30 **Jonas Projer** Der «Arena»-Moderator steht sich selber im Weg
- 32 **Seuzach** Sozialkosten für Flüchtlinge sprengen Gemeindebudget
- 33 **Fernsehen** Bumerang aus Lausanne
- 34 **Perlen und Extrawürste**
Lehrer-Exodus in Winterthur
- 37 **Parolen aus der Spraydose**
Graffiti-Grosis und Polit-Klamauk
- 41 **Verkehr** Hilfe, Elektro-Biker!
- 43 **Schweiz-Türkei**
Reaktionen auf das Referendum

Ausland

- 42 **Abschied von falschen Hoffnungen**
Europa nach dem Türkei-Referendum
- 46 **«Russen brauchen grosse Visionen»**
Sachar Prilepin, gefeierter Autor und Separatist im Donbass

Wirtschaft & Wissenschaft

- 14 **Das Geheimnis der schlanken Jäger**
Neue Erkenntnisse der Herzforscher
- 36 **Die gute Tat der Credit Suisse**
Konzessionen gegenüber Aktionären
- 38 **«Die Mehrheit entscheidet»**
Peter V. Kunz zum Fall Sika
- 40 **Träum weiter!** Ratgeber und Apps für den perfekten Schlaf

Kultur & Gesellschaft

- 31 **Lästige Leseratten**
Wenn Kinder zu viel wissen
- 48 **Klassentreffen** Zurück in die Jugend, für eine Nacht
- 49 **Ab in die Suppe** Das Schicksal der Legehennen nach nach Ostern
- 56 **Sofi Oksanen**
Thriller der finnischen Kultautorin
- 57 **Punk-Rock** Warum Junge Iggy Pop und Green Day hören
- 60 **Bob Colacello** Porträt des *Vanity Fair*-Society-Reporters

Rubriken

- 50 **Ikone der Woche** Kendrick Lamar
- 52 **Die Bibel** Kein fauler Friede
- 59 **Knorr** «The Founder»
- 59 **Jazz** Aki Takase – David Murray
- 62 **Thiel** Salznüsschen
- 62 **Namen** Pizza mit Seesicht
- 62 **Fast** verliebt Wanderparkplatz
- 63 **Unten** durch Höhenluft
- 64 **Wein** Fieuzal mon amour
- 65 **Auto** Rolls-Royce Wraith Black Badge
- 66 **Darf man das?/Leserbriefe**

Die einzige
Gelegenheit, auf
die wir warten:
Sie kennenzulernen.



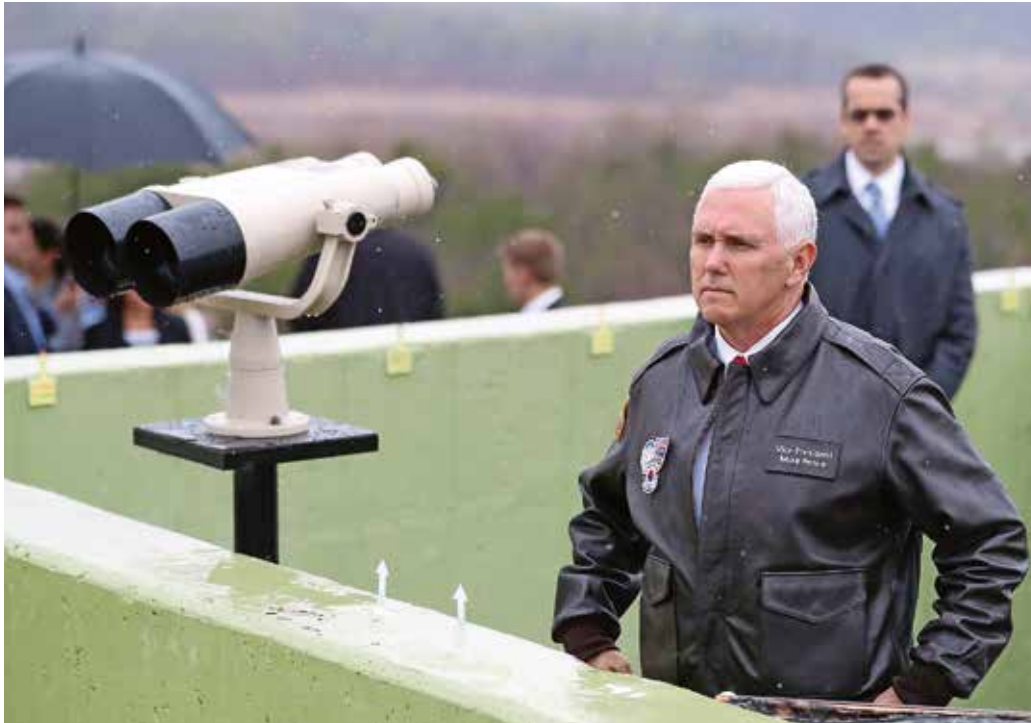
WW MAGAZIN



Die nächste WW-Magazin-Ausgabe liegt
der WELTWOCHEN vom 27. April bei

Trumps Powerplay

Von Hansrudolf Kamer — Präsident Trump will Nordkorea mit allen Mitteln einschüchtern, um dessen Atomprogramm zu unterbinden. Seine Vorgänger waren damit alle erfolglos.



Die Optionen schwinden: US-Vizepräsident Mike Pence.

Neuer Präsident, neuer Anlauf: In Camp Bonifas, nahe der demilitarisierten Zone zwischen Nord- und Südkorea, liess US-Vizepräsident Mike Pence die unheilschwangeren Worte fallen, die Ära der strategischen Geduld sei vorbei. Gerichtet war die Warnung an Kim Jong Un, den nordkoreanischen Jungdiktator, der wieder einmal mit Raketentests und Vorbereitungen für einen Atomtest Unruhe auslöst.

Amerika versucht seit Jahrzehnten, Nordkoreas Atomprogramm «in den Griff» zu bekommen – mit Verhandlungen, Drohungen, Lockungen, Eindämmungsmassnahmen, Uno-Sanktionen. Alles ohne Erfolg. Vor entscheidenden Schritten schreckten alle Präsidenten zurück. Sie schoben das Problem in die Zukunft.

Druck und überraschende Attacke

Unbeirrt treibt das Kim-Regime derweil die atomare Entwicklung voran und forciert gleichzeitig die Herstellung von Trägerraketen mit immer grösserer Reichweite. Nur die Miniaturisierung nuklearer Sprengköpfe für Interkontinentalraketen soll noch nicht so weit sein, um Amerika direkt zu bedrohen – glaubt man zu wissen.

Beim Amtswechsel soll jedenfalls Präsident Barack Obama seinem Nachfolger geraten haben, sich nicht auf Syrien, sondern auf Nord-

korea zu konzentrieren. Trumps Sicherheitsberater H. R. McMaster legte ihm vor kurzem einen Strategieentwurf vor, der unter den Stichworten «maximum pressure and engagement» segelt und nach zwei Monaten interner Diskussionen ausgearbeitet wurde.

In diesen Beratungen debattierte man anscheinend auch die Stationierung von Atomwaffen in Südkorea und die Ermordung des Diktators. Letzteres ist ein Ladenhüter und taucht regelmässig auf – von Fidel Castro bis Saddam Hussein. Die Erfahrungen mit Geheimdienstaktionen dieser Art – etwa beim Putsch gegen Mohammed Mossadegh im Iran 1953 und bei der Ermordung Ngo Dinh Diems in Südvietnam 1963 – waren gemischt, nicht wegen der technischen Ausführung, sondern aufgrund der politischen Folgen.

Zur Druckstrategie gegenüber Nordkorea gehört auch die überraschende Attacke mit Cruise-Missiles auf den syrischen Luftwaffenstützpunkt Shayrat, zu der ein Einsatz von Chemiewaffen den Anlass geliefert hatte. Das Assad-Regime hatte sich beim Abkommen mit Obama und Putin vor gut drei Jahren verpflichtet, seine Bestände vollständig vernichten zu lassen. Das diesmal verwendete Giftgas Sarin kann aber aus sogenannten Dual-Use-Kom-

Der Beweis



Anne Holt, Krimiautorin.

Als News-Reporterin beim Fernsehen finanzierte Anne Holt ihr Jus-Studium, sie war Moderatorin, dann Anwältin mit eigener Kanzlei, stellvertretende Polizeipräsidentin in Oslo. Den Job warf sie hin, weil die Beamten die Fälle vergewaltigter Frauen verträdelten. Sie wurde sogar Justizministerin, als Parteilose, und begann das Asylrecht umzubauen, resignierte aber schon nach wenigen Monaten wegen einer schweren Gebärmuttererkrankung, die in den Medien erbarmungslos breitgetreten wurde. Und sie schreibt Krimis, seit 24 Jahren, mit der eigensinnigen Kommissarin Hanne Wilhelmsen, die in lesbischer Ehe lebt wie sie selber mit der Verlegerin Tine Kjær. Sie schrieb die Medizin-Thriller «Kammerflimmern» und «Infarkt» mit ihrem Bruder Even Holt, einem Kardiologen und Klinikchef, als Koautor. Und sogar ein Buch über Fussball, ihr grosses Vergnügen neben dem Pokern. Der Stoff kann ihr nie ausgehen. Aber ihr Privatleben hat sie mit Stacheldraht eingezäunt, das Berühmtsein habe sie hinter sich. Sie ist jetzt 58 Jahre alt.

Weshalb gehen Schocker aus Skandinavien unter die Haut und wirken deutschsprachige Krimis wie der «Tatort» fast immer wie einschläfernde hirngespinnstige Konstrukte mit dem Genehmigungsstempel der Moralbürokraten? Die Nordlichter sind einfach begabtere Autoren und Drehbuchschreiber, authentisch wie Mankell, Stieg Larsson oder eben, als weiterer Beweis, Anne Holt, deren Geschichten in Oslo spielen und als TV-Serie «Modus» gerade mit grossem Erfolg im Programm der BBC liefen.

Und das Geheimnis? Verbirgt sich das Abgründig-Skandinavische in der depressiven Finsternis des schier endlosen Winters und in der düsteren Sagenwelt, die nie vergeht? Nicht bei Anne Holt. In ihrem Roman «Die Präsidentin» holt sie die erste US-Präsidentin aus der Zukunft: Helen Lardahl Bentley fliegt zu ihrem ersten Staatsbesuch nach Norwegen, Land ihrer Vorfahren, und verschwindet am 17. Mai, dem Nationalfeiertag, aus ihrer Hotelsuite. Islamistische Entführer?

Peter Hartmann

>>> Fortsetzung auf Seite 12

ponenten produziert werden, die für zivile Zwecke verwendet werden.

Trumps Salve mit den Marschflugkörpern scheint materiell keinen grossen Schaden angerichtet zu haben – die Russen waren vorgewarnt, russische Ziele wurden ausgespart. Die Reaktion Moskaus blieb zurückhaltend.

McMaster stellte selber den Zusammenhang zwischen Syrien und Nordkorea her, indem er erklärte, Amerika verlasse sich beim «Nordkorea-Problem» auf seine Verbündeten und die chinesische Führung. Doch die Attacke auf Syrien zeige, dass der Präsident harte Entscheidungen schnell treffen könne. Zur Orchestrierung passt auch die propagandistische Ausschlichtung der «Mutter aller Bomben», die erstmals auf das Höhlensystem der Dschihad-Kämpfer im Osten Afghanistans abgeworfen wurde.

Vervollständig wird die Drohkulisse mit der Entsendung des Marine-Kampfverbandes um den nuklearen Flugzeugträger «Carl Vinson» aus der Südchinesischen See in koreanische Gewässer. Kim liess sich allerdings kaum beeindrucken. Der angekündigte Raketentest fand statt, während sich Mike Pence gerade in Südkorea aufhielt.

Der Test missglückte spektakulär – ob wegen technischer Mängel oder elektronischer Gegenmassnahmen der Amerikaner, ist fast schon unerheblich. Jedenfalls entband das «Missgeschick» Präsident Trump von der Pflicht, auf die Provokation militärisch zu antworten.

Es bleibt – wider besseres Wissen – die Hoffnung China. Vorerst beschränkt sich das Reich der Mitte darauf, Touristenreisen nach Nordkorea einzustellen, Flüge nach Pjöngjang von Air China zu stornieren und die Bewegungen des amerikanischen Flugzeugträgers zu beobachten.

Die Attacke auf Syrien fand gerade beim Dinner Trumps mit seinem chinesischen Staatsgast Xi Jinping in Florida statt. Xi äusserte sich unverbindlich. Immerhin übte China im Uno-Sicherheitsrat Stimmenthaltung, als es um die Resolution über den C-Waffen-Einsatz ging. Die Ablehnung wurde den Russen überlassen.

Ist nun die Geduld Amerikas zu Ende? Kategorische Aussagen dieser Art sind mit einer Prise Vorsicht zu geniessen. Christopher Hill, der Diplomat, der lange Jahre die Verhandlungen mit den Nordkoreanern geleitet hatte, meinte aber: Wenn er Trump wäre, möchte er nicht im Jahr 2020 zur Wiederwahl antreten und sagen müssen: «Wir haben es versucht, uns aber dann entschieden: Eigentlich können wir gar nichts tun!» Trump hat noch Zeit, doch seine Optionen schwinden – im Takt mit dem Reichweitengewinn nordkoreanischer Raketen.

Mehr zum Thema: Seite 45

Das sind die Folgen der unkontrollierten Masseneinwanderung:

Kosovaren schlitzten Schweizer auf! Wer das nicht will, unterschreibt jetzt die Volksinitiative «Masseneinwanderung stoppen»

Die Schwinger-Freunde Roland G. (38) und Kari Z. (45) sitzen am Montag, den 15. August, auf der Gartenterrasse in Interlaken BE. Plötzlich hält ein Taxi. Zwei Kosovaren (33 und 31) steigen aus. Sie fangen an, die zwei Schweizer anzupöbeln: «Scheiss-Schweizer! Dreckspack», sagt ein Augenzeuge. Der zwölfjährige Kranzschwinger Kari Z. fragt: «Was soll das?» Einer der Kosovaren greift sofort zum Messer und schlitzt dem Schweizer die Kehle auf.

Die SVP fordert vom Bundesrat:
 • Sofortige Umsetzung der Volksinitiative «Ausschaffung krimineller Ausländer»
 • Stopp der unkontrollierten Masseneinwanderung!

Den Unterschriftenbogen können Sie bestellen unter Tel. 031 300 58 58

Inquisitorische Akribie am falschen Ort.

Rassenjustiz

Richter des richtigen Geschmacks

Von Alex Baur — Mit dem «Kosovo-Schlitzer»-Urteil desavouiert sich das Bundesgericht vor allem selber. Das Problem liegt bei einem Zensurparagrafen, der einer Demokratie unwürdig ist.

Vorweg für einmal das Unwesentliche: Ich persönlich fand das SVP-Inserat mit der Schlagzeile «Kosovaren schlitzten Schweizer auf!» einfältig und abstossend. Und ich vermute, dass es der Volkspartei, die 2011 damit ihre Initiative gegen die Masseneinwanderung propagierte, mehr geschadet als genützt hat. Ich glaube, das Volksbegehren wurde nicht dank, sondern trotz der Inserate angenommen. Bei solchen Motiven fragt man sich als Stimmbürger nämlich unweigerlich, für wie dumm einen die Politiker verkaufen wollen.

Natürlich war der «Kosovo-Schlitzer»-Slogan eine Provokation. Zwar ging es um einen konkreten Fall, doch zweifellos schwang eine Pauschalisierung mit, die man als rassistisch empfinden kann. Solche Provokationen mögen Sinn machen, wenn es die Political Correctness verbietet, offen und ehrlich über die hohen Kriminalitätsraten bei bestimmten Ausländergruppen zu reden. Nach meiner unwesentlichen Meinung sind diese Zeiten jedoch in der Schweiz passé. Aber das alles sind Fragen des politischen Geschmacks, die letztlich jeder für sich entscheiden muss. Erst recht steht es keinem Richter an, seinen politischen Geschmack zur abschliessenden und allgemeinverbindlichen Norm zu erheben.

Ansichten kann man nicht unterdrücken

Mehr als fünf Jahre brauchte die Justiz, bis das Bundesgericht nun in letzter Instanz die einzig wahre Deutung des SVP-Spruchs verkündete und diesen als rassistische Hetze gebrandmarkt hat. Allein die Dauer des Verfahrens ist nicht nur ein Armutszeugnis für unsere Justiz, sie ist auch eine Zumutung für die Angeklagten. Gemessen an den Verfahrenskosten, die ihnen nach dem Zufallsentscheid (drei Mitte-links-Richter überstimmen zwei SVP-Richter) auferlegt werden, wirkt die bedingte Geldstrafe lächerlich. Falls die kollektive Ehre der «Kosovaren» damals tat-

sächlich herabgewürdigt worden sein sollte – wer nimmt eine solche Rehabilitierung nach über fünf Jahren noch ernst?

Die inquisitorische Akribie, mit der die höchsten Richter über die wahre Deutung des verbotenen Spruchs brüteten, hat etwas Entlarvendes. Ist mit «Kosovaren» eine Rasse, eine Ethnie oder eventuell gar eine Religion gemeint? Ist es diskriminierend, wenn man aufgrund eines Einzelfalls auf die unbestreitbar hohe Verbrechensrate bei einer Ausländergruppe hinweist, ohne im gleichen Atemzug alle möglichen mildernden Umstände zu erwähnen? Wird damit ein «feindseliges Klima» heraufbeschworen, welches das friedliche Zusammenleben im Land bedroht? Bei der wesentlichen Frage dagegen blieben die Richter auffällig wortkarg: Wie verträgt sich die Anklage wegen einer womöglich ungehörigen Aussage mit der in der Verfassung garantierten Rede- und Meinungsäusserungsfreiheit?

Wer den hemdsärmeligen Stil der SVP goutiert, wird seine Meinung wegen des Urteils nicht ändern – wer ihn verabscheut, ebenso wenig. So betrachtet, ist das Verdikt bedeutungslos. Der «Kosovo-Schlitzer»-Fall hat einmal mehr gezeigt: Ansichten oder Behauptungen, und mögen sie noch so unanständig oder auch falsch erscheinen, kann man nicht unterdrücken und aus der Welt schaffen, indem man sie verbietet. Die Rassismustrafnorm ist eine Beleidigung für eine funktionierende Demokratie, in der auch heikle Fragen im freien Wettstreit der Argumente bereinigt werden.

Der Zensurparagraf entpuppt sich zusehends als Belastung für die Justiz. Die nutzlosen Verfahren verschlingen nicht nur Ressourcen, sie nagern auch an der Glaubwürdigkeit der Gerichte. Wie immer die Richter auch entscheiden, für die einen oder die andern ist es immer falsch. Und kein Mensch ändert seinen Geschmack auf Befehl aus Lausanne.

Befreiungsschlag

Von Wolfgang Koydl — Mit der Ankündigung von Neuwahlen zeigt Theresa May, wie schwach sie sich bei den Brexit-Gesprächen mit der EU fühlt.

Eigentlich wollte sie ja ihr Wort halten, wollte sie in die Geschichte als Politikerin eingehen, die immer zu ihrem Wort steht. Noch keinen Monat ist es her, dass die britische Regierungschefin Theresa May zum letzten von unzähligen Malen gelobte, es werde mit ihr keine vorgezogenen Wahlen vor dem festgelegten Termin 2020 geben.

Doch «eigentlich» ist eine variable Grösse in der Politik, die schnell von Realitäten und Gegebenheiten beiseitegewischt wird. Die aber diktieren, dass May dringend ein eigenes und vor allem starkes Mandat benötigt für die schwierigen und wohl unerfreulichen Scheidungsgespräche mit der EU. Anders als im Volk, das mehrheitlich für einen Austritt aus der EU gestimmt hatte, sind im Parlament die Brexit-Gegner in der Mehrheit.

Daher sitzt die Regierungschefin trotz aller markigen Sprüche nicht fest im Sattel. Im Unterhaus haben ihre Konservativen nur eine dünne Mehrheit von siebzehn Mandaten. Damit liesse sich zwar im Normalfall regieren, nicht aber, wenn einige Tories den Brexit ablehnen, andere wiederum auf einem totalen Bruch mit der EU bestehen. Unter diesen Umständen können Hinterbänkler die Premierministerin fast nach Belieben mit skurrilen Forderungen erpressen, derweil sie sich in Brüssel mit den Europäern herumschlägt.

Hinzu kommt, dass nicht einmal in der Regierung Einigkeit herrscht. Irlands Brexit-Unterhändler sprach unlängst von Zweifeln, Zwist und Zwietracht, die er bei seinen britischen Gesprächspartnern antreffe.

Es kann auch schiefgehen

Auf dem Papier hätte May keinen besseren Zeitpunkt wählen können. Am 8. Juni, dem voraussichtlichen Wahltag, haben die Gespräche mit der EU noch nicht begonnen. Die Gefahr, dass unerfreuliche Nachrichten durchsickern, die die Meinung im Land beeinflussen könnten, besteht nicht. Ausserdem liegt die oppositionelle Labour-Partei unter ihrem dezidiert linken Führer Jeremy Corbyn am Boden: Nach jüngsten Umfragen haben die Konservativen einen Vorsprung von über 20 Prozent. May steuert auf einen Triumph zu, wie ihn zuletzt die Falkland-Siegerin Margaret Thatcher 1983 einfuhr.

Eigentlich. Denn es kann auch schiefgehen für May. Bei allen Wahlen und Abstimmungen der letzten Jahre lagen britische Meinungsforschungsinstitute total daneben. Und die wahre Gefahr für die Regierungschefin geht nicht von Labour, sondern von den Liberaldemokraten aus. Sie präsentieren sich als die Partei jener, die in der EU bleiben wollten. Das waren immerhin 48 Prozent.



Starkes Mandat benötigt: britische Regierungschefin May.

Kriechströme

Von Beat Gygi — Der Automatische Informationsaustausch hat zu viele Anhänger.

Die private Schweiz wird kleiner. Im Finanzsektor ist eine Globalisierung der wirtschaftlichen Beziehungen im Gang, die gleichzeitig eine höchst politische Globalisierung mit sich bringt. Es geht um den automatischen Informationsaustausch (AIA) über Finanzdaten von ausländischen Bürgern zwischen Staaten, also die Aufhebung des Bankkundengeheimnisses für ausländische Kunden. Die Schweiz ist daran, den AIA auf breiter Front einzurichten. In einer ersten Tranche wurden Abkommen mit 38 Ländern oder Territorien geschlossen, die neben der EU auch Australien, Island, Norwegen, Japan, Kanada, Südkorea und die Kanalinseln umfassen. Mit Blick auf diese internationalen Beziehungen werden bereits Daten gesammelt. Normalerweise bringt ein verstärkter wirtschaftlicher Austausch den Menschen und Firmen mehr Freiheit und Wohlstand, so etwas wie eine Erweiterung der Privatsphäre.

Bundesrat lehnt Initiative ab

Eine intensiver werdende politische Verflechtung zwischen den Ländern schränkt dagegen den Freiraum der Bürger und damit deren Privatsphäre eher ein, unter anderem, weil die Regierungen durch Zusammenarbeit gegenüber den Bürgern stärker werden. Der Saldo aus der wirtschaftlichen und der politischen Verflechtung ist wenig verheissungsvoll für freiheitliche Spielregeln im Schweizer Finanzsektor. Zudem stossen nächstens zahlreiche weitere Länder zur Gruppe, mit denen die Schweiz AIA-Vereinbarungen treffen wird, unter anderem Argentinien, Brasilien, Mexiko, Südafrika, China, Indonesien, Russland, Kolumbien oder Malaysia. Wenn die Schweiz sich mit diesen Ländern informationsmässig kurzschliesst, wird es irgendwann automatisch zu Fehlschaltungen und Kriechströmen kommen.

Auch wenn man die Leitungen von hier aus möglichst gut zu kontrollieren versucht – wenn sie in Ländern mit weniger Rechtssicherheit und weniger Freiheit enden, kann es doch Fehlkontakte geben. Es kommt hinzu, dass sich die Schweizer Bankenbranche zum grösseren Teil eher als technischer Umsetzer des AIA sieht, die Vorteile des gegenseitigen Marktzugangs hoch gewichtet und nicht die Absicht hat, dauernd als Bedenkenträger gegen die Preisgabe von Informationen aufzutreten. Ins Bild passt, dass der Bundesrat die Initiative zum Schutz der Privatsphäre ablehnt, unter anderem weil sie das Erheben von Steuern erschweren dürfte.



Täglich bis zu acht Stunden auf der Jagd: Tsimane mit Pfeilbogen am Maniqui, einem Seitenarm des Amazonas in Bolivien.

Medizin

Das Geheimnis der schlanken Jäger

Von Thomas F. Lüscher — Der Befund ist spektakulär: Das Naturvolk der Tsimane hat viel gesündere Herzen als wir. Woran liegt das? Was können wir von ihm lernen?

Dass früher alles natürlicher und besser war, gehört zu den Kernbehauptungen der grünen Weltsicht, die sich gegen die Technik und den Lebensstil der Moderne erhoben hat. Danach befinden wir uns auf einem Irrweg, der uns ins Verderben stürzen wird. Fortschritt wird als Abkommen vom Ursprünglichen und damit vom rechten Weg gesehen.

Rousseaus edler Wilder als Ideal

Angefangen hatte dies mit der Preisfrage der Académie de Dijon im Jahr 1749, ob die Fortschritte der Künste und Wissenschaften dazu beigetragen hätten, die Sitten zu verderben oder zu bessern. Machte der moderne Lebensstil den Menschen besser und gesünder? Das war die Frage. Jean-Jacques Rousseau las auf dem Weg nach Vincennes, wo sein Freund und Aufklärer Denis Diderot gefangen sass, im *Mercur de France* die Preisfrage der Académie,

und sie liess ihn nie wieder los. Von da an schrieb er unermüdlich gegen den Fortschrittsglauben der Aufklärer an und schob den Künsten und Wissenschaften die Schuld am, wie er es sah, Niedergang der Zivilisation zu – sein «Retour à la nature!» machte den edlen Wilden zum neuen Ideal.

Nun lesen wir in *The Lancet*, einer der besten medizinischen Zeitschriften, über die Tsimane, ein Volk von edlen Wilden, die ganz nach Rousseaus Geschmack als Jäger und Sammler entlang dem Maniqui, einem Seitenarm des Amazonas in Bolivien, wie unsere Vorfahren in einfachen Hütten und kleinen Gemeinschaften leben. Und es scheint, dass entgegen den Erwartungen der modernen Medizin ihre Herzen gesünder sind als diejenigen moderner Menschen. Amerikanische Forscher haben dazu die Herzen von über 700 Tsimane in einem Computertomografen untersucht

und das Kalzium in den Gefässen gemessen; dieses ist ein Marker der Arteriosklerose oder Gefässverkalkung, der Ursache von Herzinfarkt und Herztod. Und zur grossen Überraschung aller litten im Vergleich zu einem Kollektiv von nahezu 7000 amerikanischen Bürgern nur ganz wenige Tsimane, selbst bei den älteren Stammesgenossen, unter einer Verkalkung der Herzkranzgefässe.

Was könnten die Ursachen dieser überraschenden Befunde sein? Zum einen weisen die Tsimane, wie andere Naturvölker, einen viel tieferen Blutdruck – meist um 100/70 mm Hg – auf als westliche Erdenbürger. In der Schweiz gilt 120/80 mm Hg als ideal, und rund 20 Prozent der älteren Erwachsenen leiden bei uns an einem erhöhten Blutdruck. Im Gegensatz zu uns bewegen sich die Tsimane täglich bis zu acht Stunden auf der Jagd, sie kennen kein Salz in ihrer Nahrung, nehmen kaum Zucker zu sich

und bleiben daher bis ins hohe Alter schlank. Und in der Tat ist hoher Blutdruck eng mit Übergewicht verbunden. Und noch wichtiger: Die Tsimane rauchen nicht, und ihr Blutspiegel des LDL-Cholesterins, des Hauptverursachers der Gefässverkalkung, ist mit 1,8 mmol/l erstaunlich tief, während der Durchschnittswert um 3 mmol/l aufweist. Eine Ernährung reich an Fisch, mit einem geringen Anteil an Fett, viel Reis, Maniok und Korn mag dazu beitragen – obgleich eine genetische Komponente nicht ausgeschlossen werden kann. Und gewiss haben die Tsimane über Jahrhunderte getrennt von unserer Kultur gelebt und sich auch genetisch anders entwickelt. Auch Diabetes ist bei diesen schlanken Jägern unbekannt. Alles also Faktoren, die zu beachten in der modernen Prävention mit mässigem Erfolg seit Jahrzehnten gepredigt wird.

Aber es gibt eine Rückseite der Medaille – *there is no free lunch*, wie die Amerikaner sagen:

Die Tsimane erkaufen sich mit ihrem Lebensstil in der Natur des Regenwaldes nicht nur gesunde Herzkranzgefässe, sondern auch wiederholte bakterielle Infektionen und Wurmerkrankungen. Tatsächlich sind alle Zeichen einer chronischen Entzündung bei diesen Naturmenschen ständig erhöht: die Blutsenkung, die weissen Blutzellen und die von ihnen gebildeten Zytokine und andere Entzündungsmarker wie das C-reaktive Protein.

Auch kennen wir die mittlere Lebenserwartung dieses Naturvolkes nicht genau; zu erwarten ist wohl, dass viele dieser Personen frühzeitig an Infektionskrankheiten, Verletzungen, Schlangenbissen und anderem mehr versterben – die Natur ist nicht das verlorene Paradies, von dem viele träumen. Und gewiss: Einer der entscheidendsten Fortschritte der Moderne ist die Hygiene, die die grassierenden Seuchen, die sich seit dem Mittelalter in den sich damals bildenden Städten ausbreiteten, zum Ver-

schwinden brachte. Dank Impfungen und Antibiotika konnten Kinderkrankheiten wie Polio und Pocken ausgerottet und die Tuberkulose und andere Infektionskrankheiten behandelbar gemacht werden.

Der Zwang, sich zu bewegen

Was lernen wir also von den Tsimane? Die Hygiene, Impfung und die Antibiotika wollen wir nicht missen; ja, überall, wo die Natürlichkeit die Vernunft zu verdrängen vermochte, traten wieder Polio-, Masern- und andere Epidemien auf. Die Lebenserwartung in der westlichen Welt ist unzweifelhaft dank dieser Errungenschaften in einem ungeahnten Masse und auf breiter Basis gestiegen. Doch mit der Langlebigkeit wurde die Gefässverkalkung zum Problem; je älter die Menschheit wird, desto mehr Bürger leiden unter ihren Folgen wie Herzinfarkt, Hirnschlag und vorzeitiger Tod. Und hier können wir von den

Tsimane lernen: Tägliche Bewegung, wenig Fett und kaum Zucker, kein Rauchen und vielleicht auch ein Leben in einer gesicherten Gemeinschaft sind das Beste gegen Infarkt und Herztod.

Eigentlich wissen wir das ja; weshalb also halten wir uns nicht daran? Vielleicht würden auch die Tsimane sich weniger bewegen, wenn die Jagd nicht eine tägliche Notwendigkeit wäre, wenn überall im Dschungel Einkaufszentren und Kioske auf Kunden warteten. Schliesslich kennen die edlen Wilden auch weder Autos noch Züge, die ihnen das Marschieren ersparen würden. Und in

der Tat: Seit sie über Benzinmotoren verfügen und das Rudern ihrer Kanus mehr und mehr aufgeben, sind auch ihre Cholesterinspiegel etwas angestiegen. Der Mensch braucht also einen gewissen Zwang, um sich so zu bewegen, wie es ihm guttäte. Eingebunden in einen hektischen Achtstundentag in der technisierten und motorisierten Welt, ist dies nicht einfach. Dennoch sollten wir es versuchen: nie mehr den Lift nehmen, immer Treppen benützen, wenn immer möglich zu Fuss gehen, täglich etwas Sport und mediterranes Essen, das dem indigenen am nächsten kommt. Dann leben wir in der besten aller Welten, mit immer weniger Infekten und Infarkten. Es wäre zu versuchen!



Erstaunlich tiefer Cholesterinspiegel dank viel Fisch, Reis und Maniok.



Ein Leben in einer gesicherten Gemeinschaft ist das Beste gegen Infarkt und Herztod.



Thomas F. Lüscher ist Professor für Kardiologie und Direktor des Universitären Herzzentrums an der Universität und dem Universitätsspital Zürich.

Personenkontrolle

Seydoux-Christe, Kipfer, Parmelin, Roseberg, Burkhardt, Leimgrübler, Fehr, Graf, von Rohr, Leuthard, Abdulaziz, Hadid, Arnaut

Das Parlament macht weiter mit der Jagd auf Sitzungsgelder. Diesmal ist es die Subkommission Gerichte/Bundesanwaltschaft der ständerätlichen Geschäftsprüfungskommission unter dem Vorsitz von **Anne Seydoux-Christe (CVP)**, die sich mit Scheinaktivitäten zusätzliche Sitzungsgelder organisiert. So plante das Gremium ein Treffen mit den Verantwortlichen des Bundesstrafgerichts im Herbst 2017. Zuerst war vorgesehen, dass man am Mittwochmorgen nach Bellinzona reist, dort den Präsidenten des Bundesstrafgerichts, **Daniel Kipfer**, trifft, bis 16 Uhr tagt und danach wieder nach Bern zurückkehrt. Doch dann stürzte Kipfer die Subkommission ins Dilemma: Er lud zu einem anschließenden Nachtessen ein. Das Kommissionssekretariat wies die Parlamentarier pflichtschuldig darauf hin, dass der Zeitaufwand für das Nachtessen nicht vergütet werde. Und was taten die findigen Kommissionsmitglieder? Sie verteilten die Sitzung, die man an einem Vormittag bewältigen könnte, auf zwei Tage. Laut gut informierten Kreisen beginnt sie nun am Mittwochnachmittag um 16 Uhr. Anschliessend geht man mit dem Gerichtspräsidenten Znacht essen. Am Donnerstagvormittag ist dann noch eine einstündige Sitzung geplant. Ein lohnender Trip: Man kriegt zwei Tage gutgeschrieben, die Übernachtung bezahlt und muss nicht ohne Abgeltung abends mit dem Strafgerichtspräsidenten tafeln gehen. Und das alles erst noch auf Kosten der Steuerzahler. Bravo! (*hmo*)

Nach seinem Amtsantritt überrumpelte **Guy Parmelin (SVP)** Freund und Feind mit allerlei Blitzentscheiden. Wo hat Monsieur Schnellschuss seine Führungsqualitäten erprobt? «Die Unteroffizierschule hat mir viel gebracht», verrät der gelernte Korporal Parmelin im *Migros-Magazin*. Dass der politische Chef aller Schweizer Offiziere nicht selber ein solcher wurde, führt Bundesrat Parmelin darauf zurück, dass sein Vater allein einen Bauernbetrieb bewirtschaften musste, weil der Grossvater grosse Rückenprobleme hatte. Deshalb habe er sich eben darauf konzentriert, als Landwirt und Winzer einen wichtigen Beitrag zur Landesverteidigung beziehungsweise zur Landesversorgung zu leisten. Für Parmelin steht aber fest, dass es ihm an Offiziersqualitäten nicht mangelt: «Hätte ich



Scheinaktivitäten: Seydoux-Christe (CVP).



Monsieur Schnellschuss: Bundesrat Parmelin.



Entlastendes Schreiben: Martin Graf (Grüne).



«Zu viel Gebastel»: Krokus-Bassist von Rohr.

weitergemacht, wäre ich möglicherweise Oberst geworden.» (*rz*)

Die *Sonntagszeitung*, Kampagnenblatt gegen die Erbenfamilie bei Sika, berichtete vor zwei Wochen, laut dem Analysten **Phil Roseberg** halte die Sika-Eigentümerfamilie Burkard den Verkauf ihrer Anteile an Saint-Gobain für problematisch, von «Firma zerstören» war die Rede. Die *Weltwoche* deckte auf ihrer Website und dann auch in ihrer gedruckten Ausgabe auf, dass dies eine Falschmeldung war: Der entsprechende Analystenbericht wurde von der *Sonntagszeitung* falsch wiedergegeben. Anstatt den Irrtum einzuräumen, stellte *Sonntagszeitungs*-Autor **Peter Burkhardt** die Recherchen der *Weltwoche* sinnentstellend als schwach fundiert dar. Am Ende zählt: Wann korrigiert die *Sonntagszeitung* ihre ursprüngliche Meldung und schreibt korrekt, dass die Sika-Erbenfamilie ihre Anteile nach wie vor verkaufen wolle? (*gy*)

Die fristlose Entlassung des Statthalters von Dietikon **Adrian Leimgrübler** durch Justizdirektorin **Jacqueline Fehr (SP)** im November



Zu provokativ: Topmodel Gigi Hadid.

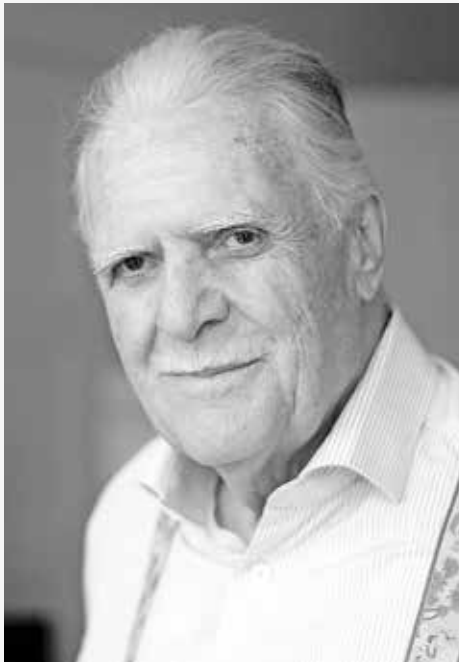
2015 war rechtswidrig. So das Verdikt des Zürcher Verwaltungsgerichts vor einem Monat. Fehr deutete das Urteil als Zeichen, «dass unser Rechtsstaat funktioniert». Die Gesamtregierung verzichtete auf einen Weiterzug und akzeptierte das Urteil damit auch formell. Dennoch tritt die Regierung nun gegen Adrian Leimgrübler nach. Auf eine Anfrage im Kantonsrat behauptet sie, der ehemalige Justizdirektor **Martin Graf (Grüne)** habe gegen ihn schon früher «eine Verwarnung wegen verschiedener Pflichtverletzungen» ausgesprochen. In der Tat gab es 2012 Gerüchte, dass Leimgrübler sein Amt nicht korrekt ausübe. Mit keinem Wort erwähnt die Regierung aber ein Schreiben von Martin Graf vom August 2013: Darin bestätigte der damalige Justizdirektor, dass die Vorwürfe gegen den Statthalter von Dietikon «nicht zutreffen». Es liege der Direktion daran, so Graf weiter, «die persönlichkeitsverletzenden Gerüchte über Herrn Leimgrübler aus der Welt zu schaffen».

Die Energiewende stehe im Zeichen eines heftigen Generationenkonflikts, diagnostiziert

der Solothurner Rock-'n'-Roll-Philosoph **Chris von Rohr**. Seine Grossmutter habe ihm öfters die Ohren langgezogen, wenn er das Badewannenwasser zu lange laufen gelassen oder das Zimmerlicht nicht ausgeknipst habe. Das habe seine Sinne für Umweltfragen geschärft, wogegen die junge Generation einen vernebelten Blick auf die Realität habe. Zu den irrlichternden Jungspunden zählt von Rohr auch **Doris Leuthard**. Unsere Bundespräsidentin eifere gerne Deutschland nach. Dass man dort zwar die Kernkraftenergie abstelle, dafür aber Kohle- und Gaskraftwerke aufrüste, sei des Wahnsinns fette Beute. Leuthards Energiewende sei, so Chris von Rohrs populärwissenschaftliche Erkenntnis, «zu viel Gebastel und Gefummel». (rz)

Als im März die erste Printausgabe von *Vogue Arabia* erschien, wurde das als grosser Erfolg für die Gleichberechtigung der Frau im arabischen Raum gefeiert. Denn als Chefin zeichnete **Deena Aljuhani Abdulaziz** verantwortlich. Frau und Araberin: Was wollte man noch mehr. Die arabische Frau wolle sich nicht nur stark fühlen, sondern auch gut aussehen, fasste Abdulaziz die publizistische Stossrichtung ihres Magazins zusammen. Doch nun muss die saudi-arabische Prinzessin nach bloss zwei Ausgaben wieder gehen. Der abrupt erzwungene Abgang könnte auch mit dem provokativ selbstbewussten Titelbild der ersten Nummer zu tun haben: das Gesicht von Top-Model **Gigi Hadid**, halb entblösst und halb von einem verzierten Schleier bedeckt. Viele Araberinnen empfanden das als Beleidigung der weiblichen Würde, und in den sozialen Medien gab es heftige Proteste gegen die Macher von *Vogue Arabia*. Diese zogen schnell die Konsequenzen. Und ernannten mit **Manuel Arnaut** als Chefredaktor weder eine Frau noch eine Araberin. (ph)

Nachruf



Kamera-Poet: Michael Ballhaus.

Michael Ballhaus (1935–2017) — «Zwei Augen haben die meisten, und die meisten können damit auch sehen, aber für mich waren diese Augen immer das wichtigste Sinnesorgan, das wichtigste Werkzeug, das ganze Kapital.» In den vergangenen Jahren erlosch nach und nach dieses Kapital. Michael Ballhaus erblindete, einer der grössten Bildgestalter des internationalen Films. Ihn Kameramann zu nennen, wäre zu kurz gegriffen.

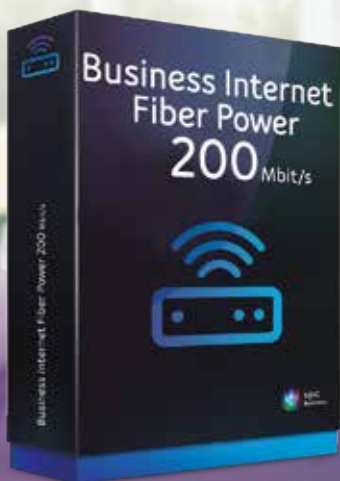
Der gebürtige Berliner, Spross eines Schauspielerpaars, das sich während des Kriegs in die Provinz, nach Coburg, zurückzog, bekam schon als Knabe eine Ka-

mera in die Hand gedrückt, um sich als «Theaterfotograf» nützlich zu machen. Nach einer Begegnung mit Max Ophüls, der in Bamberg «Lola Montez» drehte, faszinierte ihn dessen Kameramann Christian Matras. Nach ersten Arbeiten beim Fernsehen kam er Anfang der siebziger Jahre mit Rainer Werner Fassbinder zusammen, mit dem er fünfzehn Filme drehte. Für «Martha» (1974) entwickelte er den sogenannten «Ballhaus-Kreisel», eine 360-Grad-Kamerafahrt, ein Kunststück von hoher Virtuosität.

Bald hatte er einen solchen Ruf, dass das amerikanische Kino auf ihn aufmerksam wurde; vor allem mit Martin Scorsese und Francis Ford Coppola drehte er mehrere Filme. Seine erste gemeinsame Arbeit mit Scorsese, «After Hours» (1985), die Komödie eines Programmierers, der nachts kuriose Begegnungen hat, zeigte seine besondere Handschrift. Wie Ballhaus mit Dunkelheit und Licht spielte, Raumtiefen schuf, die jeden 3-D-Effekt überflüssig machten, das war ungewöhnlich.

Mit seinen visuellen Gestaltungen band er sich immer stark an die psychologische Situierung der Figuren. In «Good Fellas» (1990) gerann das optisch zum beklemmenden Höhepunkt. Vor allem Frauen setzte er besonders magisch ins Bild. Sein letzter Film, «3096 Tage» (2013), über die Entführung von Natascha Kampusch, unter der Regie seiner Frau Sherry Hormann, spielt fast nur in einem Keller. Wenn Kampusch ihr Verlies verlässt, leuchtet die Aussenwelt. Michael Ballhaus war ein Kamera-Poet. *Wolfram Knorr*

Arbeiten auf der Überholspur: das superschnelle Business Internet Fiber Power.



Nur **99.–**
pro Monat

Modem
kostenlos



upc.ch/business | Zur Überholspur
044 577 77 99



NEU

Zeitenwende in Frankreich

Von Jürg Altwegg — Die Fünfte Republik stösst an ihre Grenzen, das Zwei-Lager-System wird ausgehebelt. Vier Kandidaten liegen vor dem ersten Wahlgang praktisch gleichauf. Noch nie waren die Franzosen so unentschlossen.

Mit einer Überraschung hatte der irrwitzigste und längste Wahlkampf der Fünften Republik begonnen: Bei der ersten Vorwahl der Republikaner schied Ex-Präsident Nicolas Sarkozy schon in der ersten Runde aus. In der folgenden Stichwahl triumphierte der Aussenseiter François Fillon über den haushohen Favoriten Alain Juppé – und das trotz Fillons Radikalprogramm: konservative Werte, liberale Reformen für die Wirtschaft. Fillons Sieg war so überzeugend, dass Präsident François Hollande noch in der gleichen Woche das Handtuch warf und auf eine erneute Kandidatur verzichtete – eine Premiere in der Fünften Republik.

Auch bei der Vorwahl der Sozialisten gewann der radikalste Kandidat, der linke «Rebell» gegen die Regierungspolitik, Benoît Hamon. Eliminiert wurde Premierminister Manuel Valls. Der Partei droht nun die Implosion: Die Linken schlossen sich Jean-Luc Mélenchon an, die Rechten laufen zu Emmanuel Macron über. Letzterer, einst Hollandes Wirtschaftsminister, verweigerte sich der Ochsentour bei den Sozialisten und gründete eine eigene Bewegung: «En marche!» Die Strategie hat sich bezahlt gemacht.

Vorwahlen – nach amerikanischem Vorbild – entsprechen keineswegs dem Geist der monarchistischen Fünften Republik: «Ein Volk, ein Chef.» Auch Marine Le Pen und Jean-Luc Mélenchon sind innerhalb ihrer Partei unbestritten und wurden von keiner Primärwahl legitimiert oder beschädigt.

Neben Macron, Fillon, Le Pen, Mélenchon, die in die Stichwahl kommen können, und Hamon (mit weniger als 10 Prozent der Stimmen) stehen am Sonntag sechs «kleine» Kandidaten zur Wahl, unter ihnen eine Trotzkin und ein Trotzki. Die meisten kandidierten schon 2012 und werden auch in fünf Jahren wieder dabei sein. Zwischen den Wahlen nimmt keiner von ihnen Notiz. Eine Chance haben sie nicht, nicht einmal auf das Erreichen des 5-Prozent-Stimmenanteils, ab dem die Kosten für den Wahlkampf vom Staat zurückerstattet werden.

Der Radikalisierung steht die gegenläufige Tendenz zur Mitte entgegen. Mit seinem Slogan «Weder links noch rechts» zielt Macron auf eine Überwindung der Spaltung der Gesellschaft, die auf die Revolution zurückgeht.

Daniel Cohn-Bendit, der grüne Europäer, emblematische Figur des Mai 68, unterstützt ihn. «Im kommenden Mai beginnt ein neues politisches Zeitalter», sagt Cohn-Bendit – wie auch immer die Wahl ausgehe.

Cohn-Bendit setzt auf eine «Koalition der intelligenten Reformer» und rät Macron, nach zwei Jahren das Parlament aufzulösen und neu wählen zu lassen – allerdings nach dem Proporzsystem. Nur so könne Frankreich den politischen Kräfteverhältnissen gerecht werden. Das Mehrheitswahlrecht sorgte im Zwei-Lager-

System von Sozialisten und Republikanern zwar für stabile Verhältnisse, führte aber zu undemokratischen Zuständen: Die stärkste Partei, der Front national, verfügt über zwei Sitze in der Nationalversammlung.

Die Wahl hat eine demokratische Revolution in Gang gebracht. Im Wahlkampf frass die Fünfte Republik ihre etablierten Politiker. Bisher als selbstverständlich geltende Verhaltensweisen und Privilegien, von denen Fillons

Affären zeugen, werden nicht mehr toleriert. Das System wackelt.

Niemand kann sagen, was am Sonntag geschehen wird. Noch nie waren die Umfragen so unzuverlässig. Und noch nie waren sie für die Meinungsbildung so ausschlaggebend. Seit den Vorwahlen stimmen die Franzosen strategisch ab. Sie entscheiden sich trotz Vorbehalten für einen Kandidaten oder wollen primär einen anderen verhindern. Sie müssen zwischen Neokommunismus und faschistischer Nostalgie, konservativer Revolution und neuer Mitte wählen.

Mindestens ein Drittel der Wähler war zu Wochenbeginn noch unentschlossen. Sechs Konstellationen sind für die Stichwahl möglich, und bei jeder ist der Ausgang jetzt schon weitgehend klar. Wer aber erreicht die zweite Runde? Längst geht es auch um die Wahlbeteiligung: Bei 70 Prozent fällt das Resultat anders aus als bei 80 Prozent. Was überwiegt: der Verdross über die Politiker, der viele vom Gang ins Wahllokal abhalten kann, oder die ungebrochene Leidenschaft für die Politik? Entscheidet zu guter Letzt das Wetter? Nach dieser verrückten Kampagne kann auch eine Prognose nur paradox ausfallen: Macron gegen Marine Le Pen bleibt die wahrscheinlichste Variante für die Stichwahl. Oder wird am Ende doch Fil-

lon obsiegen, der Kandidat mit dem stärksten Willen für die notwendigen Reformen, der einzige mit staatsmännischer Erfahrung?

Jean-Luc Mélenchon: Che und Robespierre

Raus aus EU und Nato, Anschluss an die anti-amerikanische und antikapitalistische Bolivarianische Allianz für Amerika, ein wirtschaftliches und politisches Bündnis, dem elf Staaten Lateinamerikas und der Karibik angeschlossen sind: Jean-Luc Mélenchon von der «Linksfront» (Front de gauche) will den Freihandel beschränken und alle Verträge mit Europa neu aushandeln. Die Steuern werden massiv, der gesetzliche Mindestlohn um 10 Prozent erhöht. Der Staat soll Banken betreiben. Die Landwirtschaft darf nur noch bio produzieren. Massentierhaltung wird verboten. Energiewende mit Atomausstieg. Abgeordnete können auch im Lauf der Amtszeit abgewählt werden.

Jean-Luc Mélenchon will eine sechste Republik. Zu seiner «Friedensrede» in Marseille kamen 70 000 Sympathisanten. Seine Gegner erinnert er an «Väterchen Stalin», verglichen wird er mit dem früheren Kommunistenchef Georges Marchais. Zu Robespierre und Che Guevara bekennt er sich selber. «Eine Auffahrt vor Ostern» bescheinigte ihm *Libération* am Karfreitag. In den letzten Umfragen liegt Mélenchon mit 20 Prozent auf dem dritten Platz – vor Fillon. Das hat ihn im Endspurt ins Visier der anderen Kandidaten und der Medien gerückt. Vor fünf Jahren brach er vor dem Ziel deutlich ein. In einer Stichwahl würde er sowohl gegen Le Pen wie Fillon mit jeweils 60 Prozent gewinnen. Gegen Macron würde er knapp mit 45 gegen 55 Prozent unterliegen.

Marine Le Pen: die Jeanne d'Arc

Die Möglichkeit eines Wahlsiegs von Marine Le Pen hat sich in den letzten Tagen zusehends verflüchtigt. Seit Monaten galt sie als sichere Siegerin des ersten Wahlgangs mit bis zu 27 Prozent der Stimmen. Doch in der TV-Sendung mit allen elf Kandidaten wurde die Führerin der neuen Partei der Arbeiter und Bauern vom Trotzkiisten Philippe Poutou in die Enge getrieben. Das System und Europa zu bekämpfen – und dann illegal EU-Gelder abzukassieren, das gehe nicht, höhnte er.

Bis auf 22 Prozent ist Le Pens Stimmenanteil geschmolzen. Sie reagiert mit zunehmender Nervosität. Ihr Wirtschafts- und Sozialpro-



FRANKREICH WÄHLT



Ziehsohn, ja Klon von Hollande: Emmanuel Macron.



Ihr Dilemma bleibt Europa: Marine Le Pen.



«Väterchen Stalin»: Jean-Luc Mélenchon.



Unnötig hysterisch: François Fillon.

gramm wird von den Arbeitgebern als katastrophal bezeichnet. Ihr Dilemma bleibt Europa: Sie will mit der EU über Einwanderung und Grenzen verhandeln – und nur ein Referendum über einen EU-Austritt ansetzen, falls sie damit Schiffbruch erleidet. Doch mit Frexit und Euro-Ausstieg sind nur 20 Prozent der Franzosen einverstanden. Sie hat ihren Rücktritt angekündigt, falls sie dieses Referendum verlieren sollte. Wie auch für Macron hat der

Wahlkampf für Le Pen zu lange gedauert. Die Retterin Frankreichs erscheint als mögliche Totengräberin des Landes. Ihre Stunde könnte in fünf Jahren kommen: Auch Mittelrand gewann erst im dritten Anlauf.

Ihr Einzug in die Stichwahl erscheint angesichts einer stabilen Wählerschaft wahrscheinlich. Dann allerdings würde sie gegen jeden Gegner verlieren. Gegen Fillon erhielt sie mit 44 Prozent Stimmrechtsanteil das beste

Ergebnis. Gegen Macron käme sie nur auf 37, gegen Mélenchon auf 40 Prozent.

François Fillon: Der Scheinheilige

Er reagierte auf die Vorwürfe der Scheinbeschäftigung seiner Familie ungeschickt und unnötig hysterisch. Zudem brach er ein überflüssiges Versprechen. Aber er gab nie auf, und das Stahlbad der Kritik hat ihn gestärkt. Die Wende brachte der Philosoph, Bestsellerautor

und Macron-Wähler André Comte-Sponville mit mehreren Artikeln zu der Frage, ob es darum gehe, «einen Heiligen ins Elysée» zu wählen. Nach drei Wochen öffentlicher Empörung stellte auch der linke Historiker Jacques Julliard fest: «Die Moral hat die Politik getötet.» Ethische Vorbilder wie Mutter Teresa taugen nicht unbedingt für die Politik. Dass Zyniker manchmal besser regieren, lehrt auch die Geschichte. Doch Fillon ist kein genialer und skrupelloser Taktiker, wie Mitterrand einer war; er hat schlicht ein Problem mit dem Geld.

In Europa will er die Kompetenz der Union einschränken und gleichzeitig die Integration vertiefen, dafür setzt er auf die deutsch-französischen Beziehungen. Als einziger Kandidat will er die Vermögenssteuer abschaffen und die Arbeitszeit verlängern. 500 000 Beamtenstellen sollen abgebaut werden. Die Unterstützung durch die eigene Partei hält sich in Grenzen: Es gab keinen gemeinsamen Auftritt mit Juppé und Sarkozy. Zu Ostern beteuerte Fillon abermals seinen katholischen Glauben und zelebrierte die traditionellen Werte der Kirche, der Nation und der Republik.

In der Stichwahl würde er nur gegen Le Pen gewinnen, hingegen deutlich gegen Macron oder Mélenchon verlieren.

Emmanuel Macron: Der Mann vom Mond

Wie von einem anderen Planeten ist Emmanuel Macron in die Niederungen des französischen Wahlkampfes herabgestiegen. Sarkozy hatte ihn als «androgyn», Michel Houellebecq als «Mutierten» bezeichnet. Geschickt spielte Macron selbst mit seiner Identität «des dritten Geschlechts in der französischen Politik» zwischen links und rechts: weder noch, sowohl als auch. Dazu gehört die Inszenierung seiner Ehe mit der 24 Jahre älteren Brigitte, die seine Lehrerin war: eine Rentnerin als Première dame an seiner Seite im Elysée. Gegenüber Angela Merkel wird die mangelnde Erfahrung des «Muttersöhnchens» ins Feld geführt. Nun, da sich auch der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble für ihn ausgesprochen hat, könnte sich die europäische Macron-Euphorie als kontraproduktiv erweisen.

In den letzten Tagen vor der Wahl schlagen gesellschaftliche Normen und politisches System brutal zurück. Der Überflieger ist verletzbar geworden. Ein Hauch von Opportunismus umweht seine linken und rechten Überläufer. Frankreich will einen Wechsel, und deshalb stellt die Rechte den Senkrechtstarter nun als Doppelgänger, Ziehsohn, ja Klon von Hollande dar. Fillon nennt ihn stets «Emmanuel Hollande». Sollte sich auch noch der abtretende Staatspräsident, der unbeliebteste der Fünften Republik, für ihn aussprechen, wäre das der Todesstoss.

Laut Umfragen würde er in der Stichwahl gegen jeden möglichen Gegner deutlich gewinnen. ○

Frankreich

«Schock der Kulturen»

Von Jürg Altwegg — Der Wahlkampf hat das Links-rechts-Schema ausgehebelt. Der Islam verwischt die Fronten, der Antirassismus vernebelt das Denken. Der Philosoph Alain Finkielkraut misstraut dem «unerfahrenen Narziss» Macron und seiner «Ideologie des Fortschritts».

Nach Jahren in der beschaulichen Banlieue im Süden von Paris und einem zähen Kampf gegen den Krebs lebt Alain Finkielkraut wieder in der Stadt, in Paris Montparnasse. Vor einem Jahr besuchte er die Protestbewegung «Nuit debout» auf der Place de la République, wo er nach dem Attentat an der Demonstration für *Charlie Hebdo* teilgenommen hatte. Finkielkraut wurde ausgebuht und angespuckt.

Der schillernde Philosoph reibt sich an links wie rechts. 1989 veröffentlichte er einen Aufruf zum Verbot des Kopftuchs in den Schulen und machte sich damit zum Feindbild der extremen Linken. Auch bei seiner Wahl in die Académie française, keineswegs ein Hort der linken Fortschrittsgläubigkeit, gab es Widerstand gegen den einflussreichen Denker. Zur Vorwahl der Republikaner betrieb der Favorit Alain Juppé mit einem gegen Finkielkraut gerichteten Slogan Wahlkampf. Die *Weltwoche* hat mit Alain Finkielkraut, 67, kurz vor dem ersten Wahlgang vom nächsten Sonntag über Denkverbote, die geistige Verfassung seines Volkes und die Zukunft der Fünften Republik gesprochen.

Noch nie waren die Franzosen vor einer Präsidentschaftswahl so verunsichert wie nach der längsten und irrsten Kampagne in der Geschichte der Fünften Republik. Wissen Sie schon, wem Sie am Sonntag Ihre Stimme geben werden?

Ja, aber ich werde es Ihnen nicht verraten. Es gibt ein Wahlgeheimnis, ich halte mich daran.

Ich will es auch gar nicht wissen. Meine Frage zielt in eine ganz andere Richtung: Haben Sie im Laufe des Wahlkampfes Ihre Meinung geändert?

Ähm ... läuft das Gerät schon? Äh ... nein. Ich habe die atemberaubende Kampagne intensiv verfolgt. Sie hat mich verstört, schliesslich geniert und dann richtig empört. Das Szenario ist seit Wochen vorgegeben – ja, durchaus: vorgeschrieben. Es scheint nur darum zu gehen, im ersten Wahlgang den Sieger aus der Vorwahl der Republikaner, François Fillon, auszuschalten und in der Stichwahl dem Kandidaten von «En marche!», Emmanuel Macron, den Segen zu erteilen. Im Namen des Antifa-

schismus und Antirassismus – um den Endsieg des Front national zu verhindern. Man wartet nicht mehr auf das Verdikt des Volkes. Es geht darum, ein im Voraus gefälltes Urteil zu vollstrecken.

François Fillon ist an diesem Verlauf nicht ganz unschuldig.

Das Szenario begann mit «Penelopegate». Fillon, der sich als Saubermann präsentiert hatte, war seinen moralischen Ansprüchen selber nicht gerecht geworden. Ich war schockiert, als er schon viel früher sagte: «Kann

man sich General de Gaulle unter Anklage vorstellen?» Das war an seinen vorbestraften Gegner Alain Juppé und vor allem Nicolas Sarkozy gerichtet. Diese empörende Attacke war ein Verstoß gegen die Unschuldsvermutung und die Gewaltentrennung. Ein Aufruf an die Justiz, in seinen Wahlkampf mit Sarkozy einzugreifen. Später brach Fillon sein Versprechen, im Falle einer Anklage gegen ihn auf seine Kandidatur zu verzichten.

Aber man muss auch die Frage stellen, warum die Justiz so schnell gehandelt hat und die Medien derart bösartig vorgegangen sind. Richter und Journalisten können Existenzen zerstören, ihnen selber geschieht nichts, sie werden nie zur Verantwortung gezogen. Und wenn man es wagt, ihr Tun zu hinterfragen, wird man der Trumpisierung bezichtigt. Viele Regeln wurden mit Füßen getreten. Am Tag nach der Anklage gegen Penelope Fillon war im «Journal de 20 heures» von France 2 die Rede davon, dass ihr eine zehnjährige Gefängnisstrafe drohe.

Im gleichen Sender wurde Fillon in einer Wahlsendung als Überraschungsgast die Schriftstellerin Christine Angot vorgesetzt. Sie haben diesen Auftritt als «unwürdigsten und traurigsten» des ganzen Wahlkampfes bezeichnet.

Man hatte den Eindruck, dass bei Christine Angot alle Sicherungen durchgebrannt seien. Aber sie hat gar keine Sicherungen eingebaut, man weiss, wie sie funktioniert: Sie kennt keine Grenzen und keine Scham. Mit von Hass verzerrtem Gesicht las sie ihren Text, es war eine Sturzflut von Beschimpfungen gegen den Schurken Fillon. Auf dessen Einwand, was ihr denn erlaube, so über ihn herzufallen und ihn als «unehrlich»



FRANKREICH WÄHLT



«Alle Sicherungen durchgebrannt»: Autor Finkielkraut.

und «schuldig» zu bezeichnen, geiferte sie weiter: «Ich fühle, ich spüre es» – der Instinkt als Beweis. Auf Fillons Hinweis, dass sie selber verurteilt wurde und unter Anklage stehe, berief sie sich auf die Literatur, von der sie offenbar glaubt, dass sie ihr eine moralische Überlegenheit verleihe: «Ich bin angeklagt, weil ich die Wahrheit schreibe.» Die gesteuerte Dramaturgie der Affären hat einen Wahlkampf der Pro-

gramme verhindert. Das ist bedauerlich, denn Frankreich und Europa befinden sich in einer dramatischen Lage.

Es gibt aber auch interessante Bücher, täglich Essays und Hintergrundartikel in den Zeitungen, Interviews, vielschichtige Porträts der Kandidaten ...

Ein Beispiel: Kürzlich gab es ein Meeting von Fillon in Strassburg, er soll eine sehr gute Rede gehalten haben, ich werde sie mir

beschaffen. Die Medien berichteten nur über den Anschlag mit einem Sack Mehl. Im Fernsehen wurden die demütigenden Bilder ständig wiederholt. Der Täter hatte sich als Anhänger Fillons verkleidet.

Ich habe im *Figaro* eine ausführliche Zusammenfassung gelesen. Fillon hat die Schaffung eines deutsch-französischen Museums versprochen, das er mit Angela Merkel begründen will. Es soll dem Humanismus gewidmet sein und daran erinnern, dass die Renaissance, die Reformation, die Aufklärung europäische Projekte waren. In seiner Rede stimmte er das Lob der französischen Kultur an, als Antwort auf Emmanuel Macron, der gesagt hatte, von einer «französischen Kultur» könne man nicht sprechen. Macron habe wohl ein «ideologisches Schlafmittel» geschluckt, hielt ihm Fillon entgegen. Sie, Alain Finkielkraut, vertreten und verteidigen die französische Kultur – nicht nur als «Unsterblicher» in der Académie française.

Macrons Konzept ist eine Katastrophe. Nach seiner Erklärung, die Kultur sei «divers» und «multiple», hat er in London nachgedoppelt: «Es gibt keine französische Kunst.» Der Zentrumsolitiker François Bayrou, der Unterrichtsminister gewesen war und mit Macron eine Wahlallianz geschlossen hat, unterstützte ihn umgehend: so wie man

«Der Fortschritt muss begrenzt werden: um die Welt zu retten!»

nicht von einer «französischen Rockmusik» reden könne. Ich bin mit den Beatles aufgewachsen, die ich verehere und liebe. Aber Paul McCartney selber käme es nie in den Sinn, ihre Musik mit jener von Bach, Schubert, Brahms zu vergleichen und auf eine Stufe zu stellen. Eine «französische Musik» existiert sehr wohl: Fauré, Saint-Saëns, Debussy. Bayrou entlarvt die Kulturlosigkeit der zeitgenössischen Politiker. Kann man sich vorstellen, dass Charles de Gaulle so etwas gesagt hätte? Nein! Auch Valéry Giscard d'Estaing, mit dem ich in der Académie française darüber diskutiert habe, hält die Erklärungen von Macron und Bayrou für unsäglich.

Gerade mit dem jungen Präsidenten, liberalen Europäer und auch Reformen Giscard wird Macron gerne verglichen. Giscard wollte «zwei von drei Franzosen» in der Mitte der politischen Vernunft versammeln und die ideologische Spaltung überwinden.

Es geht um etwas ganz anderes: um die Beziehung zu unserer Herkunft, Geschichte und Kultur. Wir befinden uns in einer völlig neuen Situation: Die französische und die europäische Zivilisation werden von ande-

ren Zivilisationen, die ihre eigene Agenda und eigene Ziele haben, bedroht.

Wie erklären Sie die Standpunkte von Macron und Bayrou?

Aus dem Antifaschismus ist ein Antirassismus geworden, der unsere Denkfähigkeit vernebelt – und vielfach zerstört hat. Macron will den neuen Bevölkerungen Rechnung tragen. Die Einwanderer der «postkolonialen Immigration» und ihre Kinder sollen sich nicht ausgeschlossen fühlen. Man will verhindern, dass sie das Gefühl haben, von den Inhabern der französischen Kultur von oben herab betrachtet zu werden. Deshalb wird alles eingeebnet und auf eine gleiche Stufe gestellt: im Namen der Gastfreundschaft und Fremdenfreundlichkeit. Wer von französischer Kultur, Zivilisation, Identität redet, wird verdächtigt, ein Wir-Gefühl zu propagieren, das die anderen ausschließt. Diese Nivellierung ist der falsche Weg. Mit ihr kann man das Integrationsproblem nicht lösen. Man muss den Einwanderern etwas bieten. Ein Modell, eine Leitkultur. Wenn das nicht geschieht, führt die Einwanderung zu einem Nebeneinander von feindlichen Gemeinschaften, die sich aus der Kultur ihrer Herkunft definieren und sich abschotten. In Marseille, wo sie besonders stark vertreten sind, hatte sich Macron direkt an diese Gemeinschaften gerichtet:

Alain Finkielkraut

Alain Finkielkraut wurde 1949 als Sohn jüdischer Eltern, die in den dreissiger Jahren aus Polen nach Frankreich emigriert waren, in Paris geboren. Er gehörte zu den «Neuen Philosophen», die zehn Jahre vor dem Fall der Berliner Mauer die Abkehr vom Marxismus und Kommunismus vollzogen. 2016 wurde er in die Académie française aufgenommen. Finkielkraut hat zahlreiche Bücher veröffentlicht und sich schon früh mit dem linken Antisemitismus befasst. In seinen philosophischen Schriften verteidigt er einen klassischen Kulturbegriff. Finkielkraut ist Professor an der Pariser Ecole polytechnique, der elitärsten der französischen Elitehochschulen.

Sein autobiografisches Werk, «L'Identité malheureuse», ist eine Kritik der moralischen Empörung, die seit der «Niederlage des Denkens» triumphiert. Er spricht von einem «postliterarischen Frankreich». Die Wurzeln zur Tradition und Klassik wurden abgetrennt. Finkielkraut macht dafür auch die Schulpolitik der Sozialisten verantwortlich: «Die Schulreformen haben nicht die Bildung zum Volk, sondern das gebildete Volk zur Strecke gebracht.»



«Feindliche Gemeinschaften»: Provokationen in Rennes, Februar 2017.

«Ihr, die Komorianer, ihr, die Armenier, Algerier, Tunesier, ihr seid das Frankreich von morgen.» In dieser Aufzählung gab es keinen Platz für die Eingeborenen, die man nicht mehr als *Français de souche* zu bezeichnen wagt. Macron vermittelte ihnen den Eindruck, als seien sie im Frankreich der Zukunft gar nicht mehr vorgesehen.

Das eröffnet die Möglichkeit eines Wahlausgangs wie in Amerika mit Trump.

Die Gefahr besteht. Man ist im Begriff, die französische Geschichte, die kulturelle Kontinuität, die Identität ausschliesslich dem Front national zu überlassen. Dieses Geschenk hat er nicht verdient! Man offeriert es ihm im Namen der Öffnung und des Antirassismus.

Alain Juppé, der bis zur Vorwahl der Republikaner als Favorit für das Elysée galt, benutzte einen Slogan, der eine direkte Antwort auf Ihr Buch «Die unglückliche Identität» war. Er versprach den Franzosen «Die glückliche Identität».

Es war ein Programm gegen mich. Ein gutmeinendes, naives Programm, das die Lage

«Aus dem Antifaschismus ist ein Antirassismus geworden, der unsere Denkfähigkeit vernebelt.»

und das herrschende Klima ausblendet. Darum war es unmöglich, den gewählten Kandidaten Fillon durch Juppé zu ersetzen. Das wäre einem Betrug an den Wählern der Vorwahl gleichgekommen.

Schon als Premierminister hat Fillon den Staat für «bankrott» erklärt. Ist er mit seiner Einschätzung der französischen Gesellschaft von allen Kandidaten der Wahrheit am nächsten? Am realistischsten?

Sein wirtschaftliches Programm hat mich nicht besonders beeindruckt, aber ich habe in dieser Hinsicht keinerlei Kompetenzen. Im Gegensatz zu den Sozialisten und Liberalen bin ich jedoch der Überzeugung, dass es in unserer Welt nicht in erster Linie um die Ökonomie geht. Sie ist von zweitrangiger Bedeutung. Wichtiger ist die Erhaltung und Kontinuität unserer Zivilisation. Fillon ist sich dessen bewusst, Juppé erkennt nicht einmal das Problem.

Macrons Versprechen, das Links-rechts-Schema zu überwinden, hat auch etwas Verführerisches. Angesichts der ideologischen Leidenschaften, die manchmal archaisch wirken und Frankreich lähmen, kann ein bisschen Pragmatismus nur guttun.

Ich bin kein Fetischist von Links-rechts. Aber wodurch ersetzt Macron die traditionelle Spaltung? Durch die Opposition von Fortschritt und Reaktion. Doch die Idee des Fortschritts ist in einem Endstadium angekommen. Die Entwicklung zu immer mehr individueller Freiheit und Herrschaft über die Natur mündet in eine Bewegung, die uns mitreisst und von der wir nicht wissen, wohin sie führt. Es kann nicht mehr länger darum gehen, den Fortschritt zu vertiefen und zu beschleunigen. Er muss begrenzt werden: um die Welt zu retten! Wir müssen die Sprache, die Kultur, die Landschaften retten. Der Fortschritt ermöglicht es, dass sterile Frauen Kinder haben können, die von anderen Müttern ausgetragen werden. Der Bauch anderer Frauen wird gemietet, und sei es gegen Bezahlung. Die Philosophin Sylviane Agacinski nennt das einen Bruch in der Zivilisation. Macron, der Fortschrittliche, hat die Leihmutterchaft nicht in seinem Programm, den Verzicht darauf aber nur



«Im Namen der Öffnung»: Präsident Hollande im Elysée-Palast.

damit begründet, dass die Menschen und Mentalitäten dafür nicht bereit seien. Die technischen und wissenschaftlichen Perspektiven, die mich beunruhigen, faszinieren ihn. Er glaubt an den Fortschritt und daran, dass die Geschichte einen Sinn und eine Richtung habe.

Sie haben das Ende vom «Ende der Geschichte», das Francis Fukuyama verkündet hatte, ausgerufen.

Ihre tragische Rückkehr ist wie Samuel Huntingtons «Kampf der Kulturen» eine Realität, der wir uns nicht entziehen können. Der Islam tritt auf der Bühne der Weltpolitik als Akteur in Erscheinung. Es gibt einen «Krieg der Welten». Erdogan hat Deutschland als nazistisch beschimpft, weil es ein Meeting seiner Partei verbot.

«Gegen den «republikanischen Reflex» wird Marine Le Pen kaum eine Chance haben.»

Und er hat die Türken aufgefordert, nicht drei, sondern fünf Kinder in die Welt zu stellen – mit der Begründung: «Ihr seid die Zukunft Europas.» In diesem Zusammenhang sollten wir uns daran erinnern, was der gleiche Erdogan sagte, als er Stadtpräsident von Istanbul war: «Die Minarette werden unsere Bajonette, die Kuppeln unsere Helme, die Moscheen unsere Kasernen und die Gläubigen unsere Soldaten sein.» Man kann diese imperialistische Absichtserklärung nicht einfach vom Tisch wischen. Sie zwingt uns, unsere universalistische Weltsicht zu überdenken. Macrons Dualismus von Fortschritt und Reaktion wird unserer Wirklichkeit noch

viel weniger gerecht als das Links-rechts-Schema.

Fillon stützt sich mit seinem Bekenntnis zu konservativen und humanistischen Werten auf die katholische Bewegung «Sens commun». Sie ist aus dem Protest gegen die Ehe für alle hervorgegangen, hat seinen überraschenden Sieg bei der Vorwahl ermöglicht und nach der Anklage mit der Demonstration in Paris seine Kandidatur gerettet.

Ich habe an dieser Demonstration nicht teilgenommen. Aber die Art und Weise, wie einzelne Medien über «Sens commun» berichten, ist schon übel. Sie werden als Faschisten und Nostalgiker einer «moralischen Ordnung», wie sie unter Pétain und Vichy herrschte, vorgeführt. Man hat manchmal wirklich den Eindruck, als würden wir bereits in einer Gesellschaft leben, wie sie Michel Houellebecq in «Unterwerfung» beschreibt: Es gibt nur noch Platz für eine einzige Religion, den Islam – und die Kollaboration mit ihm.

Bei der Vorwahl der Sozialisten haben Sie Manuel Valls unterstützt.

An der Vorwahl der Republikaner nahm ich nicht teil, bei jener der Sozialisten wählte ich zweimal Manuel Valls. Trotz vieler Vorbehalte. In seiner Regierung war Najat Vallaud-Belkacem Unterrichtsministerin, und die hat die längst katastrophale Lage der Schule noch verschlimmert.

Sie wollte ein neues «Abcd der Gleichheit» mit Gender-Experimenten einführen. Als Sie gegen die Reform des Collège und die Abschaffung – im Namen der Gleichheit – der «elitären» zweisprachigen Klassen protestierten, wurden Sie von der Ministerin als «Pseudointellektueller» bezeichnet. Fillon will in den Schulen wieder die Uniformen einführen.

Mir gefällt diese Idee, weil sie die Marken aus dem Klassenzimmer verdrängt. Die Schule ist nicht ein beliebiger Ort. Man kann sie durchaus als republikanischen Tempel mit einer bestimmten Ordnung verstehen. Es geht Fillon um eine echte Form der Gleichheit.

Wie Fillon hat Valls sein Versprechen gebrochen. Er unterstützt nicht den Sieger Benoît Hamon, gegen den er verloren hat, sondern Macron.

Ich war für Manuel Valls, weil er die republikanische Linke repräsentiert und sich nicht scheut, die Gefahr des Islam beim Namen zu nennen. Er war für die Aberkennung der Staatsbürgerschaft von Terroristen und Dschihadisten, womit ich voll und ganz einverstanden bin. Mit dem Anschluss an Macron hat er seine eigene politische Haltung sabotiert. Macron verkörpert einen Sozialliberalismus, dem die Idee des Laizismus im Sinne von Valls völlig fremd ist. Mit Macron wird es konformistische Kompromisse und die «positive Diskriminierung» geben. Ich fühle mich heute als Weise der laizistischen und republikanischen Linken, die ihre Leitkultur verraten hat. Auf der politischen Landschaft existiert sie nicht mehr.

Der linksextreme Jean-Luc Mélenchon bekennt sich zum Laizismus.

Der kultivierte Mélenchon ist ein Tribun und auch deshalb so populär, weil er mit der Sprache umzugehen versteht. Die Franzosen lieben die brillanten Rhetoriker und Mélenchons Reden. Seinem Laizismus vertraue ich indes überhaupt nicht. Macron will keine Religion «stigmatisieren». Er ist aber schnell bereit, den französischen Juden «communautarisme» vorzuwerfen und der einzigen Religion, die den Laizismus wirklich bedroht und bekämpft, mit Nachsicht zu begegnen. In aussenpolitischer Hinsicht verbindet er mit dem Laizismus nicht die Gefahr des Islamismus. Sein Problem ist Tibet. Er befürwortet die Annexion durch China: weil Tibet eine Theokratie sei.

Die Frage nach Ihrem Votum am Sonntag erübrigt sich. Aber eine Prognose?

Emmanuel Macron. Wegen seiner Affären wurde Fillons Programm nicht zur Kenntnis genommen. Marine Le Pen kann die Stichwahl erreichen, aber gegen den «republikanischen Reflex» wird sie kaum eine Chance haben. Allerdings haben wir in diesem Wahlkampf schon so viele Überraschungen erlebt, dass nichts ausgeschlossen werden kann. Aber vermutlich wird Macron, der junge, unerfahrene Narziss, ins Elysée einziehen und es dann mit Erdogan, Trump, Putin zu tun haben. Das ist keine sehr erfreuliche Perspektive – es gibt Grund, sich davor zu fürchten.

Mehr zum Thema: Seite 52

Ein Richter zum Fürchten

Von Christoph Mörgeli

Ein kosovarischer Brüderpaar ist 2011 grundlos auf einen Berner Oberländer Landwirt und Schwinger losgegangen. Der eine nannte ihn «Scheiss-Schweizer», der andere fügte ihm mit einem Messer eine schwere Halsverletzung zu. Diesen schändlichen Vorfall darf man aber laut Urteil des Bundesgerichts nicht benennen. Denn wer sage, «Kosovaren schlitzten Schweizer auf», behauptete damit, alle Kosovaren seien kriminell. Gemäss dem Rassenaberglauben der bundesrichterlichen Mehrheit sind die Kosovaren (im Gegensatz zu den «Scheiss-Schweizern») eine Rasse. Wer sie mit einer Straftat in Verbindung bringt, verstösst gegen das famose Rassismusgesetz.

Die traurigste Rolle bei der linken Dreieinigkeit gegenüber zwei vernünftigen Stimmen spielte Bundesrichter Niklaus Oberholzer (SP). Es ist dies derselbe, der seinen SP-Genossen Ernst Roduner verteidigte, als sich dieser Staatsanwalt selber einen gefälschten Drohfax zuschickte, um den unbescholtenen Bankier Oskar Holenweger zu belasten: «Das sollte nicht vorkommen, kann aber passieren.» Oberholzer glaubte, dass diese Fax-Affäre «nicht böse, sondern ein Hilfeschrei» war. Und er sprach von einem «Versagen des Systems». Dann entschuldigte er Roduner: Dessen Fall «wurde politisch instrumentalisiert und ist völlig aus dem Ruder gelaufen».

Die Bundesanwaltschaft orientierte im Sommer 2007 die nationalrätliche Geschäftsprüfungskommission über Holenweger-Akten aus dem laufenden Ermittlungsverfahren. Laut Urteil des Bundesstrafgerichts hat die Bundesanwaltschaft wie die Geschäftsprüfungskommission damit das Amtsgeheimnis verletzt. Daraufhin reichte ein Jurist aus Schaffhausen Strafklage gegen die Bundesanwaltschaft ein. Doch die Berner Untersuchungsrichterin stellte das Verfahren kommentarlos ein. Der laut *Weltwoche*-Journalist Urs Paul Engeler «vielseitig einsetzbare» St. Galler Niklaus Oberholzer hatte inzwischen ein Gegengutachten ausgearbeitet, das die St. Gallerin Lucrezia Meier-Schatz und auch die Bundesanwaltschaft entlastete und die Aktenauslieferung rechtfertigte.

Seit dieser Doktrin Oberholzers können sämtliche Akten aus Strafverfahren sogar gegen den Willen der Parteien öffentlich gemacht werden, wenn die GPK es will – egal, wie schwerwiegend Persönlichkeitsrechte verletzt werden. Richter Oberholzer ist ein Glück für die Täter. Und ein Pech für die Opfer.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Lawine gegen Bähnli-Kommunismus

Von Peter Bodenmann — Westschweiz: Saison-Skipass für tausend Pistenkilometer kostet neu nur mehr 359 Franken.



Fährt nächstens alles wieder Ski? Saas-Fee macht es vor.

In der Schweiz fahren immer mehr Menschen Ski. Aber durchschnittlich stehen die Skifahrenden immer weniger Tage pro Jahr auf ihren Latten. Oder sie weichen in das nahe Ausland aus, weil für kleine und mittlere Einkommen das Skifahren in der Schweiz zu teuer ist. Vorab für Familien.

Die Zahl der Skier-Days sank in den letzten zehn Jahren von 29 auf 21 Millionen Tage im Schnee. Anstatt die Preise zu senken, hat man sie erhöht. Die Spirale drehte sich folgenreich in die falsche Richtung. Saas-Fee hat eine Lawine ausgelöst. Während des letzten Winters gab es für 211 Franken einen Skipass für die ganze Saison. In einem der besten Skigebiete der Schweiz.

Saas-Fee ging 2016 eine erfolgreiche Medienpartnerschaft mit dem Medienhaus Ringier ein. Der Kampagnen-Tourismus schlug voll ein: 50 Prozent mehr Skier-Days. 10 Prozent mehr Übernachtungen. Die Restaurants pumphagenvoll. Saas-Fee hat wegen des Schattenwurfs der vielen Viertausender über Weihnachten und Neujahr wenig Sonne. Anders Saas-Grund. Für den kommenden Winter ist in der nur 222 Franken teuren Saaser «Wintercard» auch das sonnige Skigebiet Hohnsaa inbegriffen. Die Wintercard verkauft sich diesmal – sieben Monate früher als 2016 – ohne Ringier. Dank digitaler Selbstvermarktung.

Unseren Tourismusprofessoren ist bisher zu dieser Aktion wenig bis nichts eingefallen.

Weil sie die ängstlichen Echos des alpinen Bähnli-Kommunismus sind. Genau wie Promo Valais: Die mit zehn Millionen Steuerfranken subventionierte Walliser Vermarktungsgesellschaft schweigt Saas-Fee seit einem Jahr tot. Genau wie Schweiz Tourismus. Folgenlos.

Der alpine Tourismus erwacht trotzdem aus der Vollnarkose: Jetzt rollt mit dem «Magic Pass» eine noch grössere Lawine durch das Unterholz der bisher unbeweglichen Bähnli-Kolchosen.

25 Skigebiete der Westschweiz mit einer Pistenlänge von zusammen tausend Kilometern haben eine Genossenschaft gegründet. Ihr Marktanteil beträgt 2,2 Millionen Skitage und somit mehr als 50 Prozent des Westschweizer Marktes. Immerhin. Sie bieten bis zum 23. April 2017 – also einen Tag länger als Saas-Fee – das Jahres-Abo für 357 Franken an. Am ersten Tag der Aktion brachen die Server zusammen.

Der Kampf neuer Modelle ist im Gang. Selbst die hochalpinen Bündner werden sich neu erfinden müssen. Die Schweiz wird in diesem Prozess gegenüber Österreich wieder konkurrenzfähiger. Unter Druck kommen werden unsinnige Bahnprojekte wie das 400 Millionen teure V-Projekt der Jungfraubahnen. Schlicht und einfach, weil wir bereits viel zu viele Bähnli haben.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Eine kleine Revolution

Von Kurt W. Zimmermann — Es war ein kurzer Rausch. Gratiszeitungen sind passé – mit einer naheliegenden Ausnahme.

Es war das Ende einer einmaligen Erfolgsgeschichte, und die Erfolgsgeschichte endete im Ramsch.

Soeben wurde der Verlag von Metro Schweden an einen kleinen Investmentfonds verkauft. Er zahlte für die *Metro*-Gratiszeitungen in Stockholm, Malmö und Göteborg noch den Spottpreis von 5,5 Millionen Franken.

5,5 Millionen. *Metro* hatte mal einen Börsenwert von 1,5 Milliarden.

Im Jahr 1995 hatte in Stockholm die grösste Revolution im Zeitungsgewerbe seit hundert Jahren begonnen. Erstmals erschien mit *Metro* ein tägliches Gratisblatt, das umfassende und kompakte News anbot. Vertrieben wurde das Blatt über Zeitungsboxen an den Stationen des öffentlichen Verkehrs.

Metro war ein unglaublicher Erfolg. Die schwedische Idee wurde in 23 andere Länder exportiert und in 60 Ländern kopiert. Im Jahr 2008 kamen die Gratisblätter allein in Europa auf eine tägliche Auflage von über 25 Millionen Stück. Auch der kleine Schweizer Markt verfiel dem Gratiswahn. 2008 kämpften gleich sieben Pendlerzeitungen um die Leser. Sie hiessen *20 Minuten*, *News.ch*, *Heute*, *Cash daily*, *20 minutes* und *Le Matin bleu*.

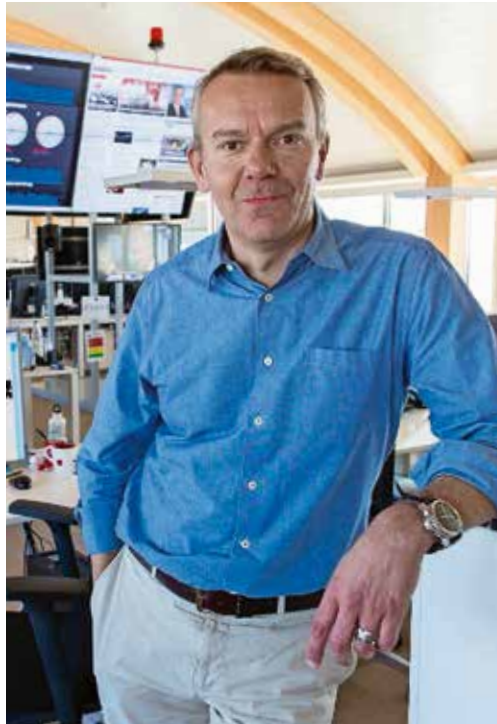
Dann begann nach dem steilen Aufstieg der fast so steile Fall. Überall verschwanden die Gratisblätter wieder. Denn der Anzeigenmarkt, ihre einzige Ertragsquelle, geriet zunehmend in die Krise. Ihre Gesamtauflage in Europa ist heute noch halb so gross wie vor zehn Jahren.

Letzte Zuckung

In einem Land allerdings funktioniert das Modell bis heute besser als überall sonst auf der Welt. *20 Minuten* erreicht in der Schweiz, gedruckt wie online, täglich ein Publikum von 3,2 Millionen. Im Vergleich liegen auch andere grosse Anbieter wie SRF und die Blick-Gruppe hoffnungslos zurück.

Noch auffallender ist der einzigartige finanzielle Erfolg des Gratistitels. Jahr für Jahr ist *20 Minuten* aus der Schweiz der profitabelste Gratistitel der Welt, noch vor der britischen *Metro* aus dem Hause der *Daily Mail*. Im letzten Jahr machte *20 Minuten* einen Gewinn vor Abschreibungen und Steuern von rund 40 Millionen Franken. Einen Viertel davon steuert inzwischen der Onlinesektor bei.

Die kurze Geschichte der Gratiszeitungen ist darum ein schönes Beispiel, wie schnell in den Medien Geschäftsmodelle aufpoppen und wieder zerfallen können.



Einzigartig: 20-Minuten-Chef Boselli.

Die Gratismanie wurde in einer speziellen Situation geboren. Sie entstand auf einem Sterbebett, von dem niemand ahnte, dass es ein Sterbebett war.

Der frühe Erfolg der Gratisblätter war sozusagen die letzte Zuckung des lange Zeit enorm profitablen Anzeigengeschäfts im Print. Sie entstanden exakt in der letzten Phase von Werbe-Rekordumsätzen im Zeitungsmarkt, bevor die Anzeigenerträge dann unaufhaltsam zu zerfallen begannen.

Mit der schwedischen *Metro*-Gruppe rivalisierte damals der norwegische Schibsted-Verlag im internationalen Gratisgeschäft. 1999 gründete Schibsted *20 Minuten* in der Schweiz. 2003 stieg Tamedia bei der Zeitung ein und übernahm sie schliesslich für rund 100 Millionen Franken. Es war ein perfektes Investment.

Schibsted musste sich inzwischen von all seinen Gratistiteln trennen. Vor kurzem wurde auch Frankreich geschlossen und Spanien verkauft. *Metro* musste ebenfalls alle ihre europäischen Gratistitel einstellen oder verkaufen. Man konzentriert sich heute auf Lateinamerika. Nur in Ländern wie Chile, Brasilien und Mexiko sind Pendlerzeitungen noch ein Zukunftsmodell.

Gratisblätter sind heute eine Nische im Zeitungsgeschäft. Es ist eine interessante Nische – aber niemals diese Revolution, an die man vor fünfzehn Jahren glaubte.

Ohne Pardon

Von Henryk M. Broder — Der Platz an der Sonne ist besetzt.

Nachdem die Regierung seiner Majestät, Kaiser Wilhelm II., beschlossen hatte, sich an der Niederschlagung der Boxeraufstände in China zu beteiligen, wandte sich der Regent am 27. Juli 1900 an die Angehörigen des Expeditionskorps: «Kommt ihr vor den Feind, so wird derselbe geschlagen! Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen! Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch euch in einer Weise bestätigt werden, dass es niemals wieder ein Chinese wagt, einen Deutschen scheel anzusehen!»



Deutschland war im Begriff, sich als Weltmacht zu etablieren, so wie es der Staatssekretär im Auswärtigen Amt und spätere Reichskanzler, Bernhard von Bülow, in einer Rede am 6. Dezember 1897 angekündigt hatte. «Wir wollen niemand in den Schatten stellen, aber wir verlangen auch unseren Platz an der Sonne.»

Als daraus nichts wurde, gab man sich mit weniger zufrieden. Eine gemeinnützige Lotterie unter der Federführung der ARD zugunsten bedürftiger Menschen, 1956 ins Leben gerufen, bekam den Namen «Ein Platz an der Sonne»; in den folgenden Jahrzehnten wurden die Deutschen «Exportweltmeister» und – nach der Niederlage gegen Italien bei der Fussball-WM 2006 – auch «Weltmeister der Herzen».

Nun, im Zug der EU-Krise, darf es wieder ein wenig mehr sein. Bundespräsident Steinmeier, erst seit ein paar Wochen im Amt, hat die Franzosen zu Ostern ermahnt, bei den anstehenden Präsidentschaftswahlen keine falsche Entscheidung zu treffen. Nur wenn Deutschland und Frankreich gemeinsam «Europa zu einem wirklichen Akteur in der Welt machen, werden wir Einfluss haben», andernfalls «werden wir nicht Spieler, sondern Spielball anderer Mächte».

Es war eine klare Warnung vor Marine Le Pen und ihren, wie Steinmeier es nannte, «Sirenen gesängen». Was verstehen schon die Franzosen von freien Wahlen? Sie brauchen jemanden, der sie an die Hand nimmt und ihnen das Spiel erklärt. Wenn nur Steinmeier gegen Le Pen antreten könnte! Für ein geeintes Europa in den Grenzen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.



Die Ungewissheit regiert mit: Bundesräte Leuthard (l.), Schneider-Ammann.

Tanz um den Thron

Wann treten Doris Leuthard und Johann Schneider-Ammann ab? Die beiden Bundesräte erwecken den Eindruck, als wollten sie noch Jahre weitermachen. Aber die Ränkespiele haben schon begonnen.

Von Hubert Mooser

Bundesrat Johann Schneider-Ammann (FDP) ist von sanfter Gemütsart. Dass die halbe Welt über sein Video lachte, in dem er zum Tag der Kranken mit todernter Miene und in holprigem Französisch über die heilende Kraft des Lachens dozierte, schmerzte ihn noch Monate nach der Ausstrahlung der Botschaft. Aber als sich am Ende seines Präsidentschaftsjahres 2016 Berichte häuften, er mache einen ermüdeten und kränklichen Eindruck, schoss der Berner für seine Verhältnisse ungewohnt scharf zurück.

Es sei eine Zumutung, sich gegen Unterstellungen wehren zu müssen, die «weder Hand noch Fuss haben», beklagte sich der Wirtschaftsminister in der *Berner Zeitung*. Er habe hart gearbeitet, sei viel unterwegs gewesen, er habe bisweilen mit dem Jetlag zu kämpfen gehabt. Aber das habe nichts mit seiner Gesundheit zu tun. Er sei fit und voll einsatzfähig, verkündete Schneider-Ammann – mit einem Schwung, als käme er soeben vom Seniorentennis.

Wann der freisinnige Volkswirtschaftsminister als Bundesrat zurücktritt, lässt sich nicht

vorhersagen. Schneider-Ammann hat wiederholt betont, er sei bis zum Ende der Legislatur gewählt, also bis im Dezember 2019. Aber bald ist Halbzeit der laufenden Amtsperiode, und damit rückt auch die Frage wieder stärker in den Vordergrund, wer von der jetzigen Regierungsmannschaft vorzeitig vom Spielfeld geht.

Es betrifft nicht bloss den Sitz von Johann Schneider-Ammann. Von der momentanen Bundespräsidentin Doris Leuthard heisst es, sie gehe wohl im Verlauf von 2018. Finanzminister Ueli Maurer (SVP), der am Ende dieser Legislatur 69-jährig sein wird, verabschiedet sich wohl Ende 2019. Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) wird dann zehn Jahre im Amt sein; falls er nicht abtritt, wird er kaum noch einmal vier Jahre anhängen. Bei Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) weiss man nicht so recht. Hier dürfte es darauf ankommen, ob sie dereinst einen Departementswechsel vollziehen will und wird.

Auch wenn die Ungewissheit mitregiert, haben die Ränke- und Machtspiele der Höflinge und Thronanwärter schon lange begonnen.

Wobei sich besonders die SP und ihr Präsident Christian Levrat als Königsmacher zu profilieren versuchen. Viele Gedanken der Genossen kreisen um die Bundesratswahlen. Das zeigte sich deutlich beim Ringen um die Altersreform 2020. Vor der entscheidenden Abstimmung drohte der SP-Präsident dem freisinnigen Fraktionschef Ignazio Cassis mit schweren Konsequenzen bei einer allfälligen Kandidatur für den Bundesrat, sollte die FDP die Altersvorsorge zu einem strategisch relevanten Geschäft erklären. Zur Erinnerung: Die FDP bekämpfte die von SP und CVP getragene Reformvorlage. Indem sie die Rentenreform zu einem erststrangigen Dossier erklärte, wollte die FDP-Rennleitung sicherstellen, dass die Fraktion geschlossen stimmt. Das passte Levrat nicht, der um jede Stimme kämpfen musste.

Gift und Galle

Die SP und ihr Präsident machen sich also schon früh Gedanken darüber, wer Burkhalter einst ablösen könnte – obwohl sein Rücktritt noch

nicht unmittelbar bevorsteht. Schneider-Ammann hat die SP schon länger auf der Abschlusliste. Das hat eine Vorgeschichte: Wäre es 2010 nach der Wahl von Simonetta Sommaruga und Johann Schneider-Ammann streng nach dem Anciennitätsprinzip gegangen, dann hätte Sommaruga das Wirtschafts- und Bildungsdepartement bekommen, Schneider-Ammann hätte mit dem Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) vorliebnehmen müssen. Es kam anders. Christian Levrat spuckte Gift und Galle, nachdem die Bürgerlichen Sommaruga das EJPD aufgezwungen hatten.

Seither blasen die Genossen zum Halali auf den behäbigen Berner Bundesrat. Schon vor den Bundesratswahlen 2011 drohten Levrat und Co. mit seiner Abwahl – zugunsten eines zweiten SVP-Vertreters im Bundesrat. Zwischendurch verunglimpfte der SP-Vordenker

Die Genossen blasen zum Halali auf den behäbigen Berner Bundesrat.

beide FDP-Bundesräte als Stummfilmakteure. «Schneider-Ammann ausser Betrieb», beschimpfte SP-Präsident Christian Levrat den Wirtschaftsminister vor gut einem Jahr, weil er der Deindustrialisierung der Schweiz angeblich tatenlos zusehe. Zuvor war die Übernahme von Syngenta durch eine chinesische Firma bekanntgeworden, die der Wirtschaftsminister mehr begrüsst als kritisiert hatte.

Die Ambitionierten

Natürlich hat Schneider-Ammann auch in der eigenen Partei Thronanwärter, die ihn lieber heute als morgen beerben würden. Es gibt eine lange Liste mit Prinzessinnen und Prinzen, angefangen bei Ständerätin Karin Keller-Sutter (SG) bis zum früheren Bündner Regierungsrat und Ständerat Martin Schmid. Auch dem Ausserrhoder Standesvertreter Andrea Caroni und dem Zürcher Ständerat Ruedi Noser werden Ambitionen nachgesagt.

Dass sich Parteikollegen nicht zurückhalten, wenn es um die eigenen Ziele geht, musste Schneider-Ammann schon bei seiner Wahl im November 2010 erfahren. Im Vorfeld streuten Mitbewerber Gerüchte, der Berner fehle häufig krankheitshalber und sei als Bundesrat zu wenig belastbar. Inzwischen hat sich bei der FDP die Meinung verfestigt, dass der Wirtschaftsminister die Legislatur zu Ende machen werde, wie FDP-Chefin Petra Gössi sagt. Mit anderen Worten: An der Heimatfront hat Schneider-Ammann vorerst Ruhe, auch weil er stramm auf Parteikurs politisiert, was man vom welschen Kollegen Didier Burkhalter nicht immer behaupten kann.

Von einem vorzeitigen Abgang Schneiders-Ammanns würde auch nur die SP profitieren – indem zum Beispiel Bundesrätin Somma-

ruuga ins Wirtschaftsdepartement wechseln und das lästige Justiz- und Polizeidepartement mit dem dornigen Asylossier weiterreichen könnte. Selbst enge Gefolgsleute sagen, sie habe auf dem Höhepunkt der Asylkrise und während des Ringens um eine Lösung bei der Masseneinwanderungsinitiative einen abgelöschten Eindruck hinterlassen. Sommaruga schielte zwar lange Zeit auf das Infrastrukturdepartement von CVP-Bundesrätin Leuthard. Dieser Zug scheint für die SP-Bundesrätin aber langsam abgefahren zu sein. «Wenn man in diesem Departement etwas bewegen will», sagt SP-Fraktionschef Roger Nordmann, «braucht man dafür zwei Legislaturen.» Auch im günstigsten Fall würde dies bedeuten, dass Sommaruga nach der Logik des SP-Fraktionschefs bis 2025 im Amt bleiben müsste.

Überlegungen zur Departementsverteilung macht man sich auch bei der CVP, wo einige Papabili wie der Solothurner Ständerat Pirmin Bischof, der Ostschweizer Nationalrat Daniel Fässler, der Bündner Ständerat Stefan Engler oder der ebenfalls aus Graubünden stammende Martin Candinas fast schon ungeduldig darauf warten, dass die eigene Bundesrätin Doris Leuthard den Fuss vom Gaspedal nimmt. Auch Leuthard wird, wie ihr Amtskollege Schneider-Ammann, notorisch mit Rücktrittsgerüchten konfrontiert. Gegen Ende der letzten Amtsperiode spekulierten vor allem die Walliser CVP-Grössen Christophe Darbellay und Jean-Michel Cina mit einem baldigen Rücktritt der Magistratin. Jetzt sind beide versorgt, Cina als Präsident des SRG-Verwaltungsrates, Darbellay als Walliser Staatsrat. Dann wartete Fässler mit der Idee eines Doppelrücktritts Leuthard/Schneider-Ammann auf. Die *Basler Zeitung* brachte die Aargauer Bundesrätin mit der Nachfolge von Klaus Schwab an der Spitze des World Economic Forum in Verbindung, was Leuthard in Abrede stellt.

Absprachen funktionieren kaum

Stattdessen läuft sie jetzt zur Hochform auf, selbst die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* lobt ihren Elan und Enthusiasmus. Bundesrätin Leuthard mache den Eindruck, als wolle sie noch lange in der Regierung bleiben, findet Regula Rytz, die Präsidentin der Grünen. «Sie strotzt derzeit von Power», sagt SP-Fraktionschef Nordmann. Und aus Sicht von CVP-Präsident Gerhard Pfister wäre es wohl am idealsten, wenn sie erst wenige Monate vor den Wahlen 2019 ihren Rücktritt bekanntgeben würde – und die Kandidatenkür so zum christlichdemokratischen Wahlkampfschlager würde. Nicht ausgeschlossen ist übrigens, dass dann Gerhard Pfister selber seinen Hut in den Ring werfen würde.

So viel kann orakelt werden: Ein Doppelrücktritt Leuthard/Schneider-Ammann ist unwahrscheinlich. Dass Absprachen unter amtsmüden Bundesräten nur in der Theorie funktionieren, hat zum Beispiel Andrea

Caroni erfahren, als er noch beim früheren FDP-Bundesrat Hans-Rudolf Merz als persönlicher Mitarbeiter Dienst schob. Merz und Leuenberger wollten gemeinsam abtreten. Doch dann preschte Moritz Leuenberger vor.

Plötzlich keine Frau mehr?

Mit dem grossen Wechsel ist spätestens 2019 zu rechnen. Schneider-Ammann und Leuthard werden dann den Bundesratsjob quittieren, wenn sie das nicht bereits vorher gemacht haben. Mit grosser Wahrscheinlichkeit wird dann zumal auch Finanzminister Ueli Maurer demissionieren. Ob die SVP das Finanzdepartement halten kann, wird davon abhängen, wer für sie ins Rennen steigt. Als Kandidat kommt Finanzpolitiker Thomas Aeschi in Frage. Dann wäre wohl auch der frühere Thurgauer Nationalrat Peter Spuhler wieder ein Thema. Er hat eine mögliche Ständeratskandidatur für 2019 angemeldet – und hätte sich somit rechtzeitig auf dem politischen Parkett zurückgemeldet.

Auch Didier Burkhalter wird zum Abschluss der Legislatur langsam an ein Ende der bundesrätlichen Karriere denken. Hier gibt es zwei ernsthafte Kandidaten, FDP-Fraktionschef Ignazio Cassis und vor allem Burkhalters Favoriten, den Genfer Staatsrat Pierre Maudet. Bei Sommaruga wird ihr Verbleib davon abhängen, ob sie in ein anderes Departement wechseln will. Und spätestens dann werden alle Feministinnen im Land aufheulen. Der Turnus der SP sieht vor, dass die Berner Genossin dereinst von einem Deutschschweizer Genossen abgelöst werden soll. Da die ernsthaften Bewerberinnen der anderen Parteien mit Ausnahme von Karin Keller-Sutter nur Aussenseiterchancen haben, ist es denkbar, dass nach dem Rücktritt Sommarugas keine Frau mehr im Bundesrat sitzt. ○



TOSKANA

Spezialangebot
Eine Woche inklusive Halbpension ab 370 EUR pro Person im Doppelzimmer.
Wir bieten neun Doppelzimmer mit allem Komfort, Bad/Dusche, Telefon, TV, Minibar
sowie organisierte Ausflüge mit Kleinbus. Kinder bis fünf Jahre 30 EUR pro Tag,
ab sechs Jahren 40 EUR pro Tag. Weitere Informationen: **Casa Mazzoni**
Tel.: +39 05 64 56 74 88 • E-Mail: info@casamazzone.it • www.casamazzone.it
Wir sprechen Deutsch!

Abtreibungen ausser Kontrolle

Schwangerschaftsabbrüche nach der zwölften Woche sind eigentlich höchstens in Notsituationen legal. Doch die Fristenlösung funktioniert nur in der Theorie. Jährlich sterben darum Hunderte ungeborener Kinder, die sich völlig normal entwickelt haben. *Von Alex Reichmuth*

Gianna Jessen ist die wohl berühmteste Überlebende einer Abtreibung. Die heute vierzigjährige US-Amerikanerin tingelt als Aktivistin der Lebensrechtsbewegung durch Talkshows. 2005 lief Jessen zum ersten Mal einen Marathon – trotz der seinerzeitigen Prophezeiung von Ärzten, sie werde niemals gehen können. Zwar entwickelte sie sich als Fötus bestens – bis in die dreissigste Schwangerschaftswoche, als sie mit einer Salzlösung hätte abgetrieben werden sollen. Ihre Mutter fühlte sich mit siebzehn Jahren zu jung für ein Baby. Jessen überlebte, trug aber schwere Schäden davon.

Sie wurde in einem Kinderspital versorgt und später von Adoptiveltern aufgenommen.

Vor kurzem machte die *Weltwoche* späte Schwangerschaftsabbrüche und Babys, die ihre Abtreibung überleben, zum Thema. Viele Leserinnen und Leser begrüsst die Berichterstattung. Es gab aber auch Ablehnung. «Das Thema ist ja bestens geeignet, immer wieder Emotionen zu wecken – und bringen tut es nichts, weil sich das Phänomen ja nicht aus der Welt schaffen lässt», schrieb der Solothurner Kantonsarzt

Christian Lanz. Der Artikel habe «Brandstifter-Funktion», war auf Facebook zu lesen. Eine Ärztin, die am Universitätsspital Basel Ärzte und Pfleger zu Abtreibungen befragt hat, wollte nach Erscheinen des Artikels keine Auskunft geben. Das Thema sei bereits «umfassend abgehandelt», teilte sie mit.

Bis zu zwei Drittel der Föten sind gesund

Doch vieles bleibt tabuisiert – etwa, dass mehr als die Hälfte aller Föten, die in der Schweiz nach der zwölften Schwangerschaftswoche abgetrieben werden, völlig gesund sind. Bis dahin ist ein Abbruch gemäss der Fristenlösung, die seit 2002 gilt, straffrei möglich. Später ist er eigentlich nur dann zulässig, wenn der Mutter wegen der Schwangerschaft eine «schwerwiegende körperliche Schädigung» oder eine «schwere seelische Notlage» droht, wie es im Gesetz heisst.

2015 wurden in der Schweiz 489 Ungeborene nach der zwölften Woche abgetrieben, was etwa fünf Prozent aller Abbrüche entspricht. Bei 261 dieser Spätabtreibungen wurde der Abbruchgrund vom jeweiligen Kanton nicht erhoben. Bei den übrigen 228 Abbrüchen war nur in 105 Fällen ein «somatisches Problem bei Kind oder Mutter» als Interventionsgrund vermerkt, also ein physisches Leiden. Das entspricht 46 Prozent. Die Mehrheit der spätabgetriebenen Babys – 54 Prozent – wiesen also weder einen Gen-Defekt auf, der ihre Lebenserwartung begrenzt hätte, noch eine

Fehlbildung, die mit ständigem Leiden einherginge, noch sonst ein Problem, das nur eine stark behinderte Existenz zuliesse. Diese gesunden Ungeborenen wurden, wie die Statistik des Bundes zeigt, zur grossen Mehrheit aus «psychosozialen Motiven» oder wegen «psychischer Erkrankung» der Mutter abgetan. Schon zwischen 2009 und 2014 betrug der Anteil der gesunden Föten, die nach der zwölften Woche abgetrieben wurden, über 50 Prozent. 2010 hatten sogar

66 Prozent dieser Föten keinerlei medizinische Probleme.

«Keine staatlichen Schnüffeleien»

Die Kantone, die den Grund für eine Abtreibung nach der zwölften Woche nicht erheben, sind Appenzell Innerrhoden, Appenzell Ausserrhoden, Genf, Glarus, Nidwalden, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Zug und Zürich. Es bestehe kein gesetzlicher Auftrag, den Interventionsgrund zu erfassen, sagt der erwähnte Solothurner Kantonsarzt Christian Lanz. Der Abbruchgrund müsse aber im Krankendossier der Frau vermerkt sein, damit dieser im Fall einer Beschwerde oder einer Strafanzeige überprüft werden könne. Im Kanton Zürich existiert zwar ein Formular «Meldung eines Schwangerschaftsabbruchs». Angeben muss der zuständige Arzt

darauf aber nur die Schwangerschaftswoche, in der der Abbruch stattfindet, und die Abbruchmethode. Der Grund für die Abtreibung muss er dem Kanton nicht melden – auch nicht, wenn diese nach der zwölften Woche erfolgt.

Der Kanton Zürich hatte nach Einführung der Fristenlösung zuerst auf ein anderes System gesetzt: Ein Spätabbruch sollte nur dann straffrei sein, wenn nebst dem behandelnden Arzt ein beigezogener Facharzt bestätigt, dass die gesetzlichen Voraussetzungen dafür erfüllt sind. Doch die Schweizerische Vereinigung für Strafflosigkeit des Schwangerschaftsabbruchs focht die Regelung erfolgreich an: 2003 entschied das Bundesgericht, dass obligatorische Zweitgutachten bei Abtreibungen nach der zwölften Woche unzulässig seien.

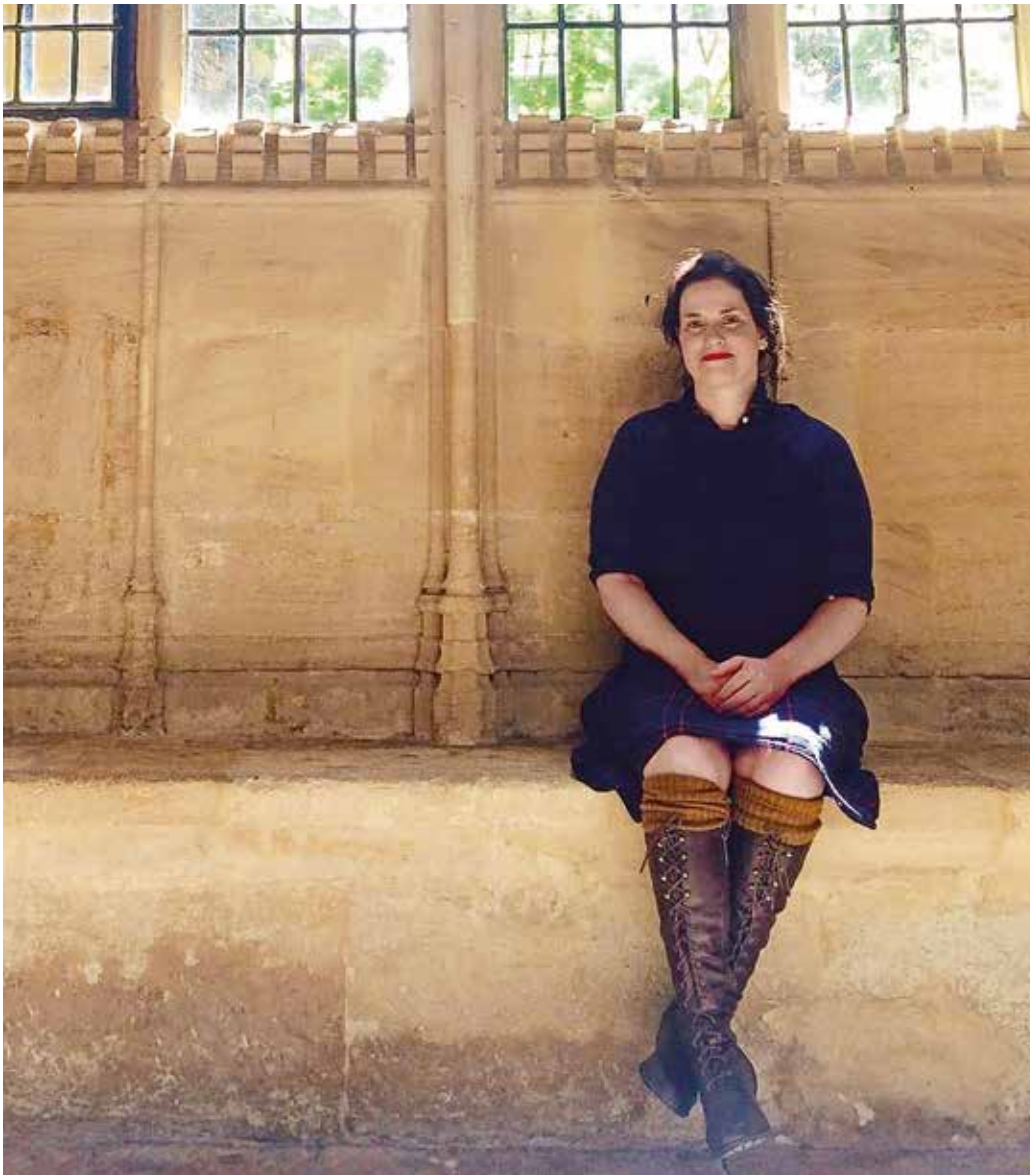
André Seidenberg ist Allgemeinpraktiker in Zürich und war einer der Vorkämpfer für die Fristenlösung. Er führt jährlich gegen dreihundert Abtreibungen bis zur vierzehnten Woche durch. «Der Gesetzgeber wollte explizit keine staatlichen Schnüffeleien», verteidigt er die heutige Regelung. Solche habe es früher gegeben. «Die Gesundheit der Föten ist nicht der entscheidende Punkt», so Seidenberg. Denn der Fötus sei Teil des Körpers der Frau, also eines Menschen. «Erst wenn dieser Mensch sich entscheidet, einen Menschen zu gebären, kann daraus ein gesunder Mensch erwartet werden.»

Seidenberg nennt Beispiele, warum die psychische Verfassung oder die soziale Situation der Mutter einen späten Abbruch rechtfertigen können. Er führt eine fürsorgeabhängige Schwangere an, die mehrere Kinder von verschiedenen Vätern hat, kokain- und alkoholsüchtig ist und schon im Gefängnis war. Oder er erwähnt eine mehrfache Mutter, die von ihrem Mann misshandelt wird, in einem Frauenhaus Zuflucht sucht und die Not nicht durch ein weiteres Kind vergrössern will.

Fakt ist, dass vor der Einführung der Fristenlösung für alle Abbrüche ein Zweitgutachten vorgeschrieben war. Nach dem erwähnten Entscheid des Bundesgerichts muss eine Schwangere aber lediglich einen einzigen Arzt finden, der ihr eine «schwere seelische Notlage» zugesteht – und schon ist ein Abbruch nach der zwölften Woche legal. Dieser Arzt kann derjenige sein, der den Abbruch vornimmt. Ob ein solcher Arzt die Kriterien für eine Spätabtreibung streng oder lax auslegt, ist de facto ihm überlassen. Strafverfahren we-



Früher war für alle Abbrüche ein Zweitgutachten vorgeschrieben.



Überlebte: Aktivistin Gianna Jessen.

gen unerlaubter Abbrüche gibt es, wenn überhaupt, höchst selten. Die Staatsanwaltschaften der Kantone Basel-Stadt und Zürich etwa teilen mit, dass ihnen keine solchen Verfahren bekannt sind. Das erstaunt nicht. Bei einer Abtreibung kommt immer das ungeborene Kind zu Schaden. Und das hat keinen Anwalt.

An Spitälern wird im Team entschieden

Etwas anders ist die Situation bei Ungeborenen, die schon so weit entwickelt sind, dass sie ausserhalb des Mutterbauchs überleben könnten – so wie Gianna Jessen. Das ist etwa ab der 24. Schwangerschaftswoche der Fall. In der Schweiz werden jährlich einige Dutzend potenziell lebensfähige Föten abgetrieben. Entsprechende Eingriffe sind für Mutter und Kind heikel und werden darum fast ausschliesslich in grossen Spitälern durchgeführt.

Spätabtreibungen würden nur nach gewissenhaften Abklärungen vorgenommen, an denen verschiedene Fachpersonen beteiligt seien, sagt Roland Zimmermann, Leiter der Klinik für Geburtshilfe am Universitätsspital Zürich. Auch am Insepspital Bern gibt es keine

einsamen Entscheidungen. «Wir haben einen Ethikzirkel, der bei verlangter Spätabtreibung jeweils eine Empfehlung abgibt», sagt Daniel Surbek, Chefarzt der Frauenklinik. Das Insepsital lehne regelmässig Abtreibungen ab. Oft gelinge es dann, die betroffenen Frauen zur Fortsetzung der Schwangerschaft zu motivieren. Andernfalls würden diese meist ins Ausland reisen, um ihr Kind abtreiben zu lassen.

Kritik an den Schweizer Abtreibungsgesetzen kommt aus der Wissenschaft. Der Begriff «schwere seelische Notlage» als Rechtfertigung für eine Abtreibung sei «unbestimmt». Das schreibt die Juristin Michaela Tschuor-Naydowski in ihrer Dissertation «Der Spätabbruch in der Schweiz» (2014). Spätabbrüche ohne bestimmbar Kriterien zuzulassen, «kann nicht als positiv gewertet werden». Tschuor schlägt vor, zumindest Föten im lebensfähigen Alter stärker zu schützen: Ein Abbruch nach der 22. Woche solle nur zulässig sein, wenn die Mutter vergewaltigt wurde, ihr Leben akut bedroht ist oder wenn das Ungeborene an einer tödlich verlaufenden Krankheit leidet. ○

Romandie

Doppelt so viel

Die Kantone Waadt und Genf fallen durch häufige Spätabtreibungen auf.

In der aktuellen Abtreibungsstatistik des Bundes von 2015 stechen die Kantone Waadt und Genf hervor. Die Waadt verzeichnete 1376 Schwangerschaftsabbrüche – 13,4 Prozent aller Abbrüche in der Schweiz. Der Bevölkerungsanteil der Waadt ist aber nur 9,2 Prozent. In Genf gab es 1196 Abbrüche, was 11,7 Prozent entspricht – bei einem Bevölkerungsanteil von 5,8 Prozent.

Frauen aus Genf trieben damit doppelt so häufig ab wie Frauen in der ganzen Schweiz. Bei den Abtreibungen nach der zwölften Schwangerschaftswoche fallen die beiden Kantone noch stärker auf: Die Waadt ist mit 99 Abbrüchen verzeichnet – 20 Prozent aller Abtreibungen in der Schweiz. Genf hatte 64 Abbrüche – 13 Prozent. In den beiden Kantonen wird damit weit mehr als doppelt so oft spät abgetrieben wie in der Schweiz insgesamt. Ganz aus der Reihe fallen die Waadt und Genf bei der Abtreibung von Föten nach der 22. Woche, also im lebensfähigen Alter. Davon betrafen 14 von schweizweit 45 Fällen Frauen aus der Waadt (31 Prozent), 11 Fälle Frauen aus Genf (24 Prozent). Die Mehrheit dieser extremen Spätabbrüche betraf also zwei Kantone mit nur fünfzehn Prozent der Bevölkerung.

Wie ist eine solche Häufung von Spätabtreibungen möglich? Der Genfer Kantonsarzt Jacques-André Romand räumt ein, dass es zwischen den Abtreibungen und der Bevölkerungszahl «eine Differenz» gebe. Allerdings werde man dieser «durch eine simple statistische Berechnung» nicht gerecht. «Man müsste die Fallzahlen nicht nur mit der Gesamtbevölkerung vergleichen, sondern mit der Bevölkerung im gebärfähigen Alter.» Die Bevölkerungspyramide des Kantons Genf ist aber, verglichen mit jener der gesamten Schweiz, unauffällig.

Sind die Welschen Abtreibungen gegenüber allgemein liberaler eingestellt? Dagegen spricht, dass andere französischsprachige Kantone wie Neuenburg und Jura diesbezüglich ziemlich genau im Schweizer Schnitt liegen. Möglicherweise hat die hohe Abbruchrate in der Waadt und in Genf mit dem hohen Ausländeranteil zu tun (33 beziehungsweise 49 Prozent). Ausländerinnen gelten als «abtreibungsfreudiger» als Schweizerinnen. *Alex Reichmuth*



«...sonst muss ich das Mikrofon irgendwann abstellen»: «Arena»-Moderator Projer, 35.

Brandbeschleuniger und Kontrollfreak

«Arena»-Moderator Jonas Projer wurde vom Ombudsmann des Schweizer Fernsehens gemassregelt. Doch ein Rücktritt sei kein Thema. Der telegene Aufsteiger steht sich selbst im Weg.
Von Christoph Mörgeli

Die Kritik des SRG-Ombudsmanns Roger Blum fiel fast ebenso massiv aus wie jene der 494 Beschwerdeführer, die sich über eine «Arena»-Sendung zum Thema «Trumps Krieg gegen die Medien» erregt hatten. Ein solch geballter schriftlicher Aufstand des Publikums ist in der Schweizer Fernsehgeschichte beispiellos. Blum nahm sein vernichtendes Fazit auf der Stelle vorweg: «Diese «Arena»-Sendung ist missraten.» Er rügte Jonas Projer gleich mehrfach: Dieser habe den Historiker Daniele Ganser zu Unrecht als «umstrittenen Publizisten» und damit wertend vorgestellt, während er die übrigen Gäste neutral eingeführt hat.

Zudem präsentierte Moderator Projer ein früheres Mail Gansers an die Redaktion der SRF-Sendung «Einstein», und zwar ohne dessen Einwilligung – und dies erst noch in unvollständiger, verkürzter Form, obwohl so der Zusammenhang entstellt wurde. So sei ein Thema in eigener Sache zur Diskussion gestanden, nämlich die Frage, wie eine Fernsehsendung

mit den Ansichten eines Aussenstehenden umgehe, was zu besonderer Sorgfalt verpflichte. Projer agierte hier nicht mehr als Schiedsrichter, sondern als Exponent der Leutschenbach-Partei. Wenn das Schweizer Fernsehen selber zur Debatte stehe – so der SRG-Ombudsmann –, seien ein «Kreuzverhör» und eine solche Ladung kritischer Fragen fehl am Platz. Der Ombudsmann regt in diesem Zusammenhang sogar an, die publizistischen Leitlinien zu ändern. Es sei indessen «ein Wesenselement der schweizerischen politischen Kultur, dass man die Probleme nicht einfach mit Rücktritt löse, sondern damit, dass man lerne und sich verbessere».

Schawinskis Kumpel

Selbstverständlich gilt dieser kategorische Ausschluss von Rücktritten nur für das Personal des Schweizer Fernsehens. Wenn es sich um Spitzenmanager der Wirtschaft oder um Politiker handelt, sieht bei SRF alles ganz anders aus. Moderator Sandro Brotz durfte in der «Rund-

schau» zwei anonymisierte Ärzte vorführen, die nachweislich die Promotion bei mir nicht geschafft haben, und mich danach fragen, ob ich jetzt wegen zu geringer Ansprüche an meine Doktoranden als Nationalrat zurücktrete. Ausgerechnet SRG-Ombudsmann Roger Blum geriet exakt ob dieser Sendung samt der Rücktrittsforderung vor Freude fast aus dem Häuschen und twitterte vorverurteilend, gegen diesen Fall an der Universität Zürich sei eine deutsche Plagiatsaffäre ein «Klacks»: «Die Universität Zürich ist jetzt echt gefordert.»

Selbstverständlich wird auch das Projer-Urteil beim Schweizer Fernsehen keinerlei Wirkung erzielen. Dazu ist die publizistische Linie von Ombudsmann Roger Blum viel zu verschwommen. Während er Mike Müller sogar in einer Satire-Sendung das Wort «Transe» verbieten wollte, fand er viel schlimmere Titulierungen für den amerikanischen Präsidenten Donald Trump in besagter «Arena»-Sendung vollkommen in Ordnung: «Ausserdem

wurde der Ausdruck «Arschloch» verspielt vorgetragen und elegant eingeworfen.»

Tatsächlich hat Jonas Projer in der «Arena»-Sendung vom 24. Februar die Fassung verloren. Er bezichtigte seinen Talk-Gast der Verbreitung von Verschwörungstheorien und warf ihm mangelnde Wissenschaftlichkeit vor, worauf Ganser auf seinen Dokortitel verwies und Uni-Abbrecher Projer nach dessen akademischen Meriten befragte. Nun folgte eine Kaskade ziemlich wilder Beschimpfungen durch den Moderator, die in der Drohung gipfelte, die Sendung abzubrechen: «Wenn wir uns nicht lösen können davon, dann bre-

Ein wirklicher Dompteur dürfte vor den ganz grossen Tieren keine Scheu zeigen.

chen wir die Sendung dann irgendwann ab.» Überhaupt liess Projer die Diskutierenden seine Macht spüren: «...sonst muss ich das Mikrofon irgendwann abstellen.»

Für die Zuschauer besonders stossend wirkte, dass Jonas Projer seine Gäste keineswegs gleichermassen kritisch in die Zange nahm. Ombudsmann Blum fordert vom Moderator: «Verlangt ist, dass er zu allen Distanz hat.» Diese Distanz ist zumindest in einem Fall eindeutig nicht gegeben. Projer pflegt nämlich zum ebenfalls eingeladenen Gast Roger Schawinski, den er – seltsam genug – als seinen SRG-Intimus in die Diskussionsrunde holte, engste Kontakte. Ihr Zusammenspiel ging so weit, dass Projer gleich zu Beginn der Sendung Kumpel Schawinski das Stichwort zum US-Präsidenten lieferte. Und dies erst noch mit einem vorsätzlichen Falschzitat: Trump habe «die Medien» als «Feinde des amerikanischen Volkes» bezeichnet – in Wahrheit hat er die «Fake-News-Medien» als Feinde des amerikanischen Volkes bezeichnet. Schawinski fing den Empörungsball dankbar auf: «Wer das sagt, hat eine Grenze überschritten. [...] Wer das sagt, ist gegen die Demokratie.»

Einschläferndes Sowohl-als-auch

Es gibt leider gute Gründe, anzunehmen, dass Projer und Schawinski mehr als nur diese Passage abgesprochen haben. Auf die Frage, welche anderen Polit-Talkshows er bewundere, nannte Projer die Sendung «Schawinski». Der Roger habe sein Büro gleich nebenan, «wir tauschen uns regelmässig aus, was mich oft weiterbringt». Nach Distanz klingt dies nicht. Vielmehr ist fernsehintern allgemein bekannt, dass der Ältere dem Jüngeren als Stichwortgeber dient und mit politischen Ratschlägen nicht zurückhält. Das Einschalten von Texten aus persönlichen E-Mails war jedenfalls bislang nicht «Arena»-Stil, sondern gemahnt an Roger Schawinskis Interviews, etwa mit Jolanda Spiess-Hegglin. Dass sich die Nähe der bei-

den Moderatoren als Glück für die «Arena» erweist, muss jedenfalls bezweifelt werden.

Ombudsmann Roger Blum unterliess es bei aller Kritik nicht, Projer deutlich zu loben. Er sei ein «erfahrener und talentierter Journalist» und habe die «Arena»-Sendung durch sein Debatten-Konzept neu belebt. Tatsächlich gehört der 35-Jährige bei Fernsehen SRF zu den begabteren Nachwuchshoffnungen. Im Gegensatz zu den älteren grauen Mäusen in den Redaktionen agiert Projer vor der Kamera gewandt und routiniert. Sein Ehrgeiz, seine Strebsamkeit und sein Selbstbewusstsein wecken in den Etagen des Schweizer Fernsehens durchaus auch Neid. Der in Winterthur aufgewachsene Moderator sucht das Rampenlicht; sympathischerweise zerrt er als vierfacher Vater seine Familie aber nicht ans Licht der Öffentlichkeit. Dass Projer seine persönlichen politischen Präferenzen links von der Mitte setzt, zeigt er allerdings in der ungleichen Behandlung seiner Gäste ziemlich unverfroren. Politiker des rechten Spektrums werden von ihm deutlich forscher befragt und wesentlich öfter unterbrochen. Zuweilen sind seine Titelsetzungen zu den Sendungen ganz einfach inakzeptabel («Die Attacke – Die SVP zielt auf die Menschenrechtskonvention»).

Trotz fleissigen Twitter-Bemühungen um jugendlichere Zuschauer bleibt Projers Freitagabend-Kiste ein Problemkind. Noch ist ihm der Quoten-Turnaround nicht gelungen. Dies liegt zum einen am Format: Die Zuschauer würden auch heute noch wie zu Philippos Zeiten ein spannendes Polit-Duell erwarten. «Duell» hat aber mit der Zahl Zwei zu tun, und diesem Aufeinanderprallen zweier glasklarer Meinungen von links und rechts hat SRF-Direktor Ruedi Matter gleich zu Beginn seiner Amtszeit den Kampf angesagt. Seither dominiert personell die einschläfernde Mitte mit ihrem Sowohl-als-auch.

Für einen wirklichen Erfolg steht aber auch Moderator Projer dem Sendungsverantwortlichen Projer im Weg. Der telegene Karrierist will einerseits in seiner «Arena» als Brandbeschleuniger wirken und seinen Sendungen Schnelligkeit und Spannung verpassen. Dazu müsste er allerdings starke Meinungen zulassen, Konflikte aushalten, Wischiwaschi unterbinden und auf langweilige Experten verzichten. Doch als Journalist ist Jonas Projer ein Kontrollfreak, der alles im Griff haben will. Am liebsten würde er jedes Statement jedes eingeladenen Gastes im Voraus kennen. Am wohlsten ist ihm, wenn alles wie am Schnürchen läuft, so, wie er es geplant (und mit Roger Schawinski vorbesprochen) hat, inklusive Einspielern von Kurven, Grafiken und Fakten – oder allenfalls von persönlichen Mails aus anderen SRF-Sendungen. Ein wirklicher Dompteur einer aufregenden Polit-Sendung dürfte vor den ganz grossen Tieren keine Scheu zeigen. Doch bei ihnen wird Projer plötzlich ganz zahm. Den Starken und Mutigen mimt er lieber bei harmlos schnurrenden Kätzchen. ○

Erziehung

Lästige Leseratten

Zivilisatorische Errungenschaft hin oder her: Als Mutter sehe ich auch die Nachteile des Lesens.

Unsere Töchter, zehn und elf, lesen ständig, vor allem die Ältere. Das ist schön, aber auch lästig. So kaufte ich auf drängenden Wunsch wieder einmal Nutella. Statt jubelnde Kinder sah ich eine Tochter, die mit zusammengekniffenen Augen die Rückseite des Glases studierte. «Aha, Palmöl!» Wird nicht gegessen. Wegen der Palmpflanzungen wird Regenwald abgeholzt. Das weiss sie aus der *Coopzeitung* oder dem Schülermagazin *Spick*. Auch die Jüngere hielt sich an die Vorgabe, sie will nicht schuld sein, wenn die Affen verjagt werden. Jetzt streicht sich halt Papi Nutella aufs Zmorgebrot.

Sodann benötigte die Ältere T-Shirts. Also, auf in den H & M. «H & M? Auf keinen Fall!» Für den müssten Kinder arbeiten, in schlimmen Fabriken in Asien, werde ich informiert. Das weiss sie sicher auch aus dem *Spick*. Mein Einwand, dass das keine Kinder, sondern Vierzehnjährige seien, und dass auch hier bei uns vor nicht einmal hundert Jahren Kinder arbeiteten, unter anderem ihre Urgrossmutter, beeindruckte sie nicht. Sie wollte in den Caritas-Secondhandladen. Das war mir auch recht. Dort zahlt man noch weniger, und die Auswahl ist gut.

Finnenkerze

Oder die Episode an Silvester vor zwei Jahren. Da standen wir frierend um eine Finnenkerze, ich dachte wehmütig ans Bett. Und bloss, weil

Meine Älteste missbilligt auch die Sojasauce, die ich für meine Super-Salatsauce brauche.

sie gelesen hatte, Eltern müssten ihre Kinder bis Mitternacht aufbleiben lassen. Steht in der *Coopzeitung!*

Meine Älteste missbilligt auch die Sojasauce, die ich für meine Super-Salatsauce brauche. Weshalb, habe ich vergessen. Ich könnte es im *Spick* nachlesen. Muss der eigentlich den Kindern schon alles Schlechte der Welt vor Augen führen? Sie können ja noch gar nichts tun. Doch, sie können ihre Eltern drangsalieren.

Ich fürchte, das ist erst der Anfang. Sicher ist es die späte Strafe dafür, dass ich früher meine armen Eltern ständig darauf hinwies, was sie falsch machten, und über Biolandbau und Waldsterben dozierte. Auch ich las, was mir in die Finger kam. Manchmal wäre es mir lieber, der kindliche Lesedrang hielte sich etwas in Grenzen. Daniela Niederberger

Sozialkosten für Flüchtlinge sprengen Gemeindebudget

Das Beispiel von Seuzach ZH zeigt: Die Gemeinden geraten finanziell aus der Balance. Wo sich Bürger wehren wollen, sind ihnen die Hände gebunden. Die direkte Demokratie wird ausgehöhlt. *Von Philipp Gut*

Am Beginn stand eine einfache Anfrage. Hans Rudolf Wyss, wohnhaft in Seuzach ZH, wollte vom Gemeinderat wissen, wie viele Flüchtlinge im Ort lebten, welches Durchschnittsalter sie hätten, wie ihre Erwerbsquote aussehe und wie gross der finanzielle Aufwand für sie sei. Der Brief mit den kurzen Fragen datiert vom 18. Mai 2016. Anfang Juni kam die Antwort der kommunalen Exekutive. «Damals wie heute steuern weltpolitische Entwicklungen die Migration von Menschen, die sich auf die Suche nach einer Zukunft in Europa machen», schreiben Gemeindepräsidentin Katharina Weibel und Gemeindeschreiber Urs Bietenhader in einer allgemein gehaltenen Einleitung. (Darüber kann man natürlich streiten, denn welche Einwanderungspolitik sie betreiben, entscheiden die souveränen Staaten.) Konkrete Antworten gibt der Gemeinderat zur Anzahl der Personen: Ende 2015 waren 41 Asylsuchende in Seuzach gemeldet, 23 davon befanden sich in einem laufenden Verfahren (N-Bewilligung), 18 waren vorläufig aufgenommen (Bewilligung F).

Allerdings könne der Gemeinderat nicht sagen, wie viele anerkannte Flüchtlinge in Seuzach lebten, darüber bestehe keine Statistik. «Ausländer mit einer Aufenthaltsbewilligung B werden nicht nach Herkunft beziehungsweise Grund der Bewilligung erfasst», führt der Gemeinderat aus. Zurzeit seien insgesamt 257 Personen mit einer solchen (verlängerbaren) Jahresaufenthaltsberechtigung gemeldet. Wie viele davon Flüchtlinge seien, so die Auskunft, «wissen wir nicht».

Sozialhilfekosten von 1,4 Millionen

Hans Rudolf Wyss nahm die lückenhafte Antwort mit Befremden zur Kenntnis. Dass die Flüchtlinge mit B- oder C-Ausweis (Niederlassungsbewilligung) einfach in der allgemeinen Masse der Ausländer aufgehen, ärgere ihn. Denn die Kosten, die Flüchtlinge dem Gemeinwesen verursachten, unterschieden sich markant von jenen der Arbeitsmigranten. Für die Gemeinden berge dies ein unabsehbares finanzielles Risiko. «Wir befinden uns auf einem Blindflug», so Wyss.

Der pensionierte Maschineningenieur und Informatiker, der auch als Fachhochschul-Dozent und Experte für die Informatiklehre und -weiterbildung tätig war, gab sich mit dem Bescheid der Gemeindebehörden nicht zufrieden und nahm eigene Berechnungen vor, die alle auf offiziellen Daten fussen. Sein Ziel war



«Wir befinden uns auf einem Blindflug»: Hans Rudolf Wyss.

es, herauszufinden, wie viele Flüchtlinge tatsächlich in Seuzach leben und was sie den Steuerzahler effektiv kosten.

Ausgangspunkt ist der Quotenschlüssel, gemäss dem die Asylsuchenden auf die Kantone und schliesslich auf die Gemeinden verteilt werden. Darauf haben diese keinen Einfluss – sie müssen die Zuweisungen einfach schlucken und zahlen. Der Kanton Zürich muss 17 Prozent aufnehmen und die Gemeinde Seuzach von diesem Anteil wiederum 0,5 Prozent. Für Seuzach ergibt das rechnerisch 34 Personen. Zählt man zu diesen 34 die 18 vorläufig aufgenommenen hinzu, kommt man auf eine Gesamtzahl von 52 Flüchtlingen (ohne die 23 Asylbewerber in laufendem Verfahren).

In einem nächsten Schritt machte sich Wyss an die Berechnung der Sozialhilfekosten der Flüchtlinge. Laut dem Sozialbericht 2014 des Kantons Zürich beträgt der jährliche Bruttobedarf pro Sozialfall 34 284 Franken. Ein weite-

rer Eckpunkt ist die Erwerbsquote, die das Staatssekretariat für Migration (SEM) für anerkannte Flüchtlinge ausweist, die länger als fünf Jahre in der Schweiz weilen. Sie liegt bei 20,5 Prozent. Rund 80 Prozent können oder wollen sich also nicht selbst ernähren und leben auf Kosten des Steuerzahlers. Statistisch – denn die Zahl anerkannter Flüchtlinge ist ja gar nicht bekannt – leben in Seuzach demnach 42 der 52 Flüchtlinge von der Sozialhilfe. Das verursacht Kosten von 1,4 Millionen Franken. In den ersten zehn Jahren werden sie vom Kanton getragen, danach muss die Gemeinde mit ihren 7170 Einwohnern dafür aufkommen. Diese 1,4 Millionen Franken entsprechen ungefähr 10 Prozent des ordentlichen Steuerertrags von Seuzach im Jahr 2015.

Da kommen enorme Belastungen auf die Gemeinden zu, denn Seuzach ist nur ein anschauliches Beispiel. Nimmt man nämlich an, dass ein Flüchtling mit dreissig Jahren in die

Sozialhilfe aufgenommen und während etwa fünfzig Jahren versorgt wird, fallen für ihn reine Sozialhilfekosten von 1,7 Millionen Franken an. Die 42 Flüchtlinge von Seuzach kosten, sofern sie nicht doch noch eine Arbeit finden, die Gemeinde insgesamt also siebzig Millionen Franken.

Budget-Hoheit schwindet

Aufgeschreckt durch das Ausmass dieser Ausgaben – wobei zusätzliche Zahlungen wie die sogenannten situationsbedingten Leistungen, Integrations-, Gesundheits- und Schulkosten in dieser Berechnung gar nicht berücksichtigt sind –, stellte Hans Rudolf Wyss der Gemeindeversammlung von Seuzach am 5. Dezember 2016 den Antrag, die Sozialmittel zu reduzieren. Sie seien «die eigentlichen Kostentreiber in unserem Budget», deshalb verstehe es sich von selbst, «dass in dieser Budgetposition Massnahmen notwendig sind». Wyss stellte den Antrag,

«Der demokratische Grundsatz <Wer zahlt, befiehlt> gilt nicht mehr», sagt Wyss.

die Richtlinien der Skos (Schweizerische Konferenz Sozialhilfe) zu kündigen, die die Höhe der Sozialhilfe definieren. Zudem sollten die Bezüger den AHV-Rentnern gleichgestellt werden, die pro Monat im Durchschnitt tausend Franken weniger erhalten als die Sozialfälle. Schliesslich forderte Wyss bei Ausländern eine Karenzfrist von fünf Jahren für den Erhalt von Sozialhilfe.

Er erhielt für seine Vorschläge zwar spontanen Applaus von den Teilnehmern der Gemeindeversammlung, doch die Anträge hatten am Ende keine Chance. Der Zürcher Regierungsrat habe die Skos-Richtlinien nämlich für verbindlich erklärt, so der Gemeinderat. Man könne zwar aus der Skos – die nicht mehr als ein privatrechtlicher Verein ist – aussteigen, doch die Verbindlichkeit bleibe trotzdem bestehen.

So ist es auch mit den meisten anderen Ausgaben der Gemeinde. Über 85 Prozent davon seien «als gebunden zu betrachten», räumt die Exekutive ein. Die Gemeinde und ihre Stimmbürger können also nur über 15 Prozent ihres Budgets verfügen, und auch da ist der Spielraum eingeschränkt: Die Schulzimmer müssen schliesslich geheizt, die Strassen geflickt werden.

Der Fall von Seuzach illustriert mithin nicht nur, wie die Sozialkosten für Ausländer die Gemeinden aus dem finanziellen Gleichgewicht bringen. Er zeigt auch, wie die direkte Demokratie auf Gemeindeebene systematisch ausgehöhlt wird. «Der demokratische Grundsatz <Wer zahlt, befiehlt> gilt nicht mehr», sagt Wyss. «Als Steuerzahler sind wir nach wie vor herzlich willkommen, als mitentscheidende Stimmbürger ist unsere Zeit vorbei.» ○

Fernsehen

Bumerang aus Lausanne

Die Billag hat jahrzehntelang zu Unrecht Mehrwertsteuern kassiert. Diese landeten grösstenteils beim Schweizer Radio und Fernsehen. Jetzt drohen gewaltige Rückforderungen. Von Florian Schwab

Es war ein schwarzer Montag für die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG): Am 13. April 2015 entschied das Bundesgericht, dass die Empfangsgebühren für Radio und Fernsehen nicht der Mehrwertsteuer (MwSt.) unterstehen. Bei der Entstehung der MwSt. im Jahr 1993 hatte der Bundesrat die SRG sogar explizit von der Steuer ausnehmen wollen. Doch in letzter Minute lancierte der Neuenburger Ständerat Jean Cavadini (1936–2013), ein damals wohlbekannter SRG-Lobbyist und später Präsident der welschen Regionalgesellschaft RTSR, einen listigen Vorstoss, um die SRG dem reduzierten Satz der Mehrwertsteuer zu unterstellen. Mit durchaus eigenützigen Gedanken, wie man sehen wird. Der siegreiche Coup von damals entwickelt sich durch den Entscheid der Lausanner Richter nun allerdings zum Bumerang, der bedrohlich auf Roger de Weck zurast. Im Jahr 2015 riss die neue Praxis ein Loch von 26 Millionen Franken in die Kasse der SRG. Im Jahr 2016 rechnet man mit 35 Millionen Franken.

Und es könnte noch viel dicker kommen. Dann nämlich, wenn das Bundesgericht ein Folgeurteil des Bundesverwaltungsgerichts bestätigt, nach dem die zu viel bezahlte Mehrwertsteuer den Billag-Zahlern auch rückwirkend zurückerstattet werden muss. Kein Wunder, zittert die SRG dem Entscheid entgegen; so sehr, dass sie sich sogar in das Verfahren einzuklagen versuchte. Umsonst: Die Richter urteilten im letzten November, es sei nicht die SRG gewesen, sondern das Bundesamt für Kommunikation (Bakom), das die Gebühren von der Billag eintreiben liess und zu Unrecht 2,5 Prozent MwSt. draufschlug.

Diese Gelder im jährlichen Umfang von rund 33 Millionen Franken flossen formal betrachtet zuerst vom Billag-Fonds beim Bakom an die Eidgenössische Steuerverwaltung, also in die Bundeskasse. Allerdings gelangten sie von dort aus wieder zurück ans Bakom, von wo aus sie schliesslich der SRG zugutekamen. Der Schlüssel zu dem auf den ersten Blick rätselhaften Vorgang heisst «Vorsteuerabzug»: Wie jede andere mehrwertsteuerpflichtige Firma zog das Bakom in seinen Abrechnungen mit der Steuerverwaltung die Mehrwertsteuern ab, die es seinen Lieferanten bezahlt, die sogenannten Vorsteuern. Im Fall des Bakom sind diese Dienstleister die Billag AG (für ihre Inkasso-Dienstleistung) sowie der Rechnungssteller für die Gebührengelder, also vor allem die SRG. Weil die SRG ihrerseits dem



Wie ein Perpetuum mobile: SRG-Chef de Weck.

Bakom 2,5 Prozent Mehrwertsteuer verrechnete und die Billag AG auf ihre Dienstleistung sogar 8 Prozent, summierten sich die Vorsteuerabzüge beim Bakom auf einen Betrag, der sogar noch grösser ist als die von den «Kunden» kassierten Mehrwertsteuern. Das Bakom schlug also Ende Jahr sogar Profit aus der MwSt. – nach eigenen Angaben erhielt es jährlich rund 2,7 Millionen Franken mehr an Vorsteuern zurück, als es selber ablieferte.

Aus Sicht der SRG war diese Regelung ein mehrwertsteuertechnisches Perpetuum mobile: In ihren Kassen landete ein Grossteil der 33 Millionen Franken Steuergelder und des positiven Saldos aus den Bakom-Rechnungen von 2,7 Millionen. In ihrer eigenen MwSt.-Abrechnung musste sie zwar wiederum 2,5 Prozent auf die Gebührengelder dem Bund abliefern, konnte aber bei den Vorleistungen fast überall den normalen Satz von 8 Prozent abziehen. Insgesamt resultierte ein sattes Plus.

Über 150 Millionen Franken

Sollte das Bundesgericht das Bakom zur rückwirkenden Erstattung verknurren, so könnte das Bundesamt von der SRG die zu viel überwiesenen Beiträge zurückfordern. Schon bald beschäftigt die Affäre den Nationalrat. Dessen medienpolitische Kommission verlangt, dass sämtlichen Billag-Zahlern die Mehrwertsteuer für fünf Jahre zurückerstattet werden muss. Es geht um mehr als 150 Millionen Franken. Bleibt die Frage: Wer zahlt?



Neue Formen der Pädagogik: Schüler der Brühlberg-Schule wollen ihre Lehrer zurück.

Perlen und Extrawürste

Ein Winterthurer Schulhaus macht landesweit Schlagzeilen, weil alle Lehrer gekündigt haben. Die Gründe blieben im Dunkeln. Was ist los an dieser alternativen Modellschule, die mehrfach ausgezeichnet worden ist? *Von Daniela Niederberger*

Wo hat es das schon gegeben, dass an einer Schule gleich alle Klassenlehrer gehen? Im Brühlberg-Schulhaus in Winterthur reichten acht Lehrerinnen und Lehrer die Kündigung ein, die Hälfte war erst kurze Zeit an der Schule. In den letzten vier Jahren haben insgesamt 21 Lehrpersonen gekündigt – auch das vermutlich ein Rekord. Vergangene Woche demonstrierten rund 200 Eltern, Kinder und Freunde der Schule vor dem Büro der Kreisschulpflege. Sie wollen ihre Lehrer zurück und dass die Schulleiterin geht. Und am liebsten auch Schulpflegepräsident Felix Müller.

Was ist da los? In aller Kürze gesagt, geht es um einen bald sechzigjährigen Politiker der Grünen, Felix Müller, der Zahlen und Hierarchien liebt und dem eine kleine, alternative Schule gehörig auf den Wecker geht, die Hierarchien wenig, Mitsprache aber sehr liebt.

Die Brühlberg-Schule besteht seit rund zwanzig Jahren und war ein Projekt der Pädagogischen Hochschule. In ihr wurden neue Formen der Pädagogik erprobt, dies in

einer hübschen Villa in einem Quartier mit Aussicht. Die Kinder werden altersgemischt unterrichtet und lernen selbstbestimmt. Die Schule wird von der Fachwelt rege besucht und ist mehrfach ausgezeichnet worden. Sie kommt wie eine Privatschule daher, ist aber öffentlich. Der frühere Schulpflegepräsident unterstützte das Projekt, obwohl es mehr kostet, weil pro Kind mehr Lehrer angestellt sind.

«Hervorragender Strategie»

Von Anfang an hatten die Eltern eine starke Stellung an der Schule. Sie organisierten etwa einen Mittagstisch. Die Mütter, die an der Schule kochten und assen, bekamen so natürlich viel mehr mit als sonst üblich. Und weil sie viel mitarbeiteten, wollten sie vielleicht auch mehr mitreden als üblich. Ein jährliches grosses Schulfest, das Eltern und Lehrer organisieren, verstärkt den Zusammenhalt. Irène Lambert, die dem Verein Mittagstisch vorsteht, sagt: «Statt dass man sich freut, dass wir ein

gutes Klima haben, will man das alles kaputt-machen.»

So empfinden es viele Lehrer und Eltern seit Jahren. Seit Felix Müller Präsident der Schulpflege ihres Kreises ist. Der studierte Architekt war von Anfang an wenig empfänglich für den Brühlberg-Groove. Es waren kleine Dinge, die Groll generierten. Mengia Isenbügel, damals Schulleiterin, sagt: «Felix Müller hat keinen guten Zugang zu Wertschätzung. Beim Aufbau des Waldkindergartens durch das sehr motivierte Kindergarten-Team sagte er nach der Eröffnung: «Andere schaffen auch.» Kein Dankeschön.»

Isenbügel war lange Jahre Schulleiterin. Sie führte die Schule partizipativ. «Dies entsprach dem stärker werdenden Hierarchiedenken des Präsidenten immer weniger.» Sie empfand seine Haltung zur Schule als ambivalent. Einmal war sie «die Perle unter seinen Schulen», dann wieder nervte er sich darüber, dass sie mehr kostete und immer «Extrawürste» wollte. «Die Lehrer waren kämpferischer, weil sie ja

gesagt haben zu Mitsprache, zu mehr Arbeiten, zu Austausch und Teamarbeit», so Isenbügel. «Man kann nicht oben hierarchisch sein und gleichzeitig den Kindern selbstgesteuertes und selbständiges Lernen beibringen.» Zwar ist Müller ein Grüner, «aber basisdemokratische Ideen fand er nicht so gut». Dann wurde die Brühlberg-Schule mit einer Nachbarschule organisatorisch vereint, obwohl es auch von dort Protest gab.

Müller sei ein «hervorragender Strategie», der aber Beteiligte nicht anhöre. Isenbügel und andere seien angebrüllt worden, eine Lehrerin kam heulend aus einer Sitzung. «Wenn er bedrängt wird, hat er Mühe, den Respekt zu behalten», sagt Isenbügel. Sie sollte die Fusion mit dem Schulleiter der anderen Schule durchziehen. Die Zusammenarbeit mit Müller wurde immer unmöglicher. «Man läuft auf, man wird beleidigt, hintergangen und bekommt keine Wertschätzung. Man wird nicht informiert, oder es heisst: «Machen wir», und dann macht man nichts.» Isenbügel entschied sich für die Frühpensionierung.

2013 kam eine neue Schulleiterin, Martina Bohraus. Sie sei zwar freundlich, nehme sich aber kaum Zeit für ihre Anliegen, sagt Irène Lambert vom Mittagstisch. «Sie sagt strahlend: «Grüezi, schönen Tag, ich muss weiter.»»

So empfand es auch Lucia Agosti, die neunzehn Jahre mit Herzblut unterrichtete. «Ich hatte nun eine Führung vor mir, die kein Interesse an dieser Schule hatte und keine Lust, darüber zu lesen oder nachzufragen.» Oft sei die Schulleiterin, wenn man sie gebraucht habe, «gerade in der anderen Schule» gewesen.

Verbotene Rosen

Agosti war ein Urgestein der Schule, kannte alle, wusste alles. Es wurde ihr vorgeworfen, sie habe einen zu guten Kontakt zu den Eltern. Bei Neueinstellungen wollte sie mitreden, aber die neue Schulleiterin blockte ab: Das sei Chefsache, und sie sei der Chef. Agosti kassierte eine Abmahnung, weil sie, als ein Lehrer krank war, Vorschläge machte, wie man die Vakanz intern lösen könnte. Sie wolle die neue Schulleiterin bevormunden, hiess es.

Martina Bohraus zog sich ebenfalls mit scheinbar kleinen Dingen grossen Unmut zu. Eine Lehrerin gab jeweils am ersten Schultag den Eltern eine Rose, quasi im Tausch gegen ihr Kind. Die Eltern hätten sich in den ersten Jahren um das Kind gekümmert und dafür gesorgt, dass es gut wuchs, jetzt, wo es in die

Schule kommt, schaue auch sie zu ihm. Die Schulleiterin verbot ihr diese symbolische Geste. Das gehe nicht, auch wenn sie die Rose aus dem eigenen Sack bezahle.

An Elternabenden soll Bohraus schlecht vorbereitet aufgetreten sein. An einem grossen Elternabend unterliess sie es, zwei langjährige Lehrpersonen, die gekündigt hatten, zu verabschieden, und wurde von den Eltern ausgebuht.

Ihr Führungsstil war völlig anders, als man sich das am Brühlberg gewohnt war. Viele ihrer Weisungen seien für das Unterrichtskonzept kontraproduktiv gewesen, sagt Isenbügel.

Manche glauben, dass Martina Bohraus von Müller angestellt wurde, um im Brühlberg reinen Tisch zu machen beziehungsweise die lästigen Lehrer loszuwerden. Das gelang jedenfalls: Es gab vor vier Jahren schon eine Kündigungswelle, vier altgediente Lehrkräfte gingen. Die Schulleiterin stellte neue, junge Lehrer an, doch jetzt gehen auch die.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass es in einer Schule, die sich das achtsame und wertschätzende Umgehen miteinander auf die Fahne geschrieben hat, dermassen drunter

und drüber geht. Und dass es ausgerechnet an dieser Modellinstitution zu einem solchen Eklat gekommen ist – und erst noch unter einem grünen Schulpfleger, sind die Grünen doch sonst für antiautoritäre Experimente durchaus zu haben.

Gern hätte die *Weltwoche* auch direkt mit den Lehrerinnen und Lehrern, die en bloc gekündigt haben, gesprochen. Doch sie äussern sich nicht, sie müssen an der Schule noch bis im Sommer unterrichten und erhalten dann ihr Arbeitszeugnis von Felix Müller. Dieser wollte auf Anfrage ebenfalls keine Stellung nehmen.

Vor zwanzig Jahren übrigens ereignete sich Ähnliches um Müller. Damals war er Präsident der Grünen Partei des Kantons Zürich, und Regierungsrätin Verena Diener sistierte ihre Mitgliedschaft bei den Zürcher Grünen seinetwegen. Die Zürcher Partei war im Innern zerstritten; es ging aber nicht um grosse politische Fragen, sondern darum, wie man miteinander umgeht. Die damalige grüne Nationalrätin Cécile Bühlmann sagte, sie habe «die Nase voll» vom «gehässigen und ungeniessbaren Stil» der Zürcher, andere sprachen von «destruktiven politischen Ränke- und Machtspielen». Müller trat zurück. Auch jetzt fordert die linke Partei AL seinen Rücktritt. ○



Winterthurer Brühlberg-Schulhaus.

Die Kinder werden hier altersgemischt unterrichtet und lernen selbstbestimmt.

Taten statt Worte Nr. 138



Wir betreiben auch Ahnenforschung. Alte Sorten neu entdeckt.

Traditionelle Gemüsesorten erfahren zurzeit eine Renaissance. Dazu tragen wir gern unseren Teil bei.

Schon seit 1999 unterstützen wir die Stiftung ProSpecieRara bei ihrer Arbeit, die wichtige Vielfalt von Nutzpflanzen und -tieren zu erhalten.

Darum finden Sie bei uns über 120 Artikel, die mit dem Gütesiegel von ProSpecieRara ausgezeichnet sind. Und ausgezeichnet ist übrigens auch der Geschmack.

taten-statt-worte.ch



Schweizerische Stiftung für die kulturhistorische und genetische Vielfalt von Pflanzen und Tieren

Die gute Tat der Credit Suisse

Der Streit über die Managervergütungen veranlasst die CS-Spitze vor der Generalversammlung zu Konzessionen gegenüber den Aktionären. Wichtiger ist allerdings die Debatte über das Wesen des Verwaltungsrats. *Von Beat Gygi*

Die Führung der Grossbank Credit Suisse (CS) hat kurz vor der Generalversammlung in der Vergütungspolitik einen Schwenker vollzogen, der Fragen zu Bonusmodellen, zur Rolle des Verwaltungsrats und zur Beziehung zwischen Konzernführung und Aktionären aufwirft. Vor knapp einer Woche, am Karfreitag, gab der Verwaltungsrat bekannt, die Vergütungen für das Spitzenmanagement, wie sie der Generalversammlung vom 26. April vorgeschlagen worden waren, würden nun nach unten angepasst. Zur bereits verschickten Traktandenliste für die Versammlung gab es die Nachmeldung, dass die variablen Entschädigungen der Konzernleitung um CEO Tidjane Thiam gegenüber dem angekündigten Wert um 40 Prozent gekürzt würden. Gleiches gelte für den Verwaltungsrat. VR-Präsident Urs Rohner sagte, der Verwaltungsrat komme dem Antrag von Thiam und der operativen Führung auf eine Reduktion nach, aber im Grunde reagierte die CS-Spitze auf einen spürbaren Unmut im Aktionariat.

Vergütungsausschuss in seltsamem Licht

Der jüngste Schritt der CS-Leitung ist aber nicht einfach eine leichte Anpassung ans Wetter, denn damit schaltet sie mehr oder weniger den internen Mechanismus zur Entschädigungsfestlegung aus. Im Zentrum des Mechanismus steht der Vergütungsausschuss des Verwaltungsrats, der an zehn Sitzungen pro Jahr die Grundlagen für die Bonus-Pools und Vergütungsentscheide erarbeitet und dem Verwaltungsrat die entsprechenden Vorschläge macht. Wenn nun die Konzernleitung nach den negativen Echos von Aktionären rasch den Bonushahn etwas zudreht, steht der Vergütungsausschuss mit seinen vier als unabhängig geltenden Experten in seltsamem Licht da. Hat der Vergütungsausschuss die Konzernführung zu grosszügig und damit die Aktionäre zu nachlässig behandelt? Hat er zu stark auf den Managermarkt und zu wenig auf die Rentabilität geschaut?

Nach der Einschätzung von Katja Rost, Professorin für Organisationsforschung und Soziologie an der Universität Zürich, wird das ganze Thema sehr emotional debattiert, weil Fakten schwierig zu deuten seien und bei Höchstvergütungen meist Referenzgruppen fehlten – in der obersten Liga sie es schwierig, Anhaltspunkte zu finden. Wenn die Leistungen des Managements zu beurteilen seien, zeigten sich rasch zwei unterschiedliche Sichtweisen: einerseits die Sicht der Aktionäre, die auf die schlechte Performance der Bank in den letzten Jahren hinwei-



Vorbild Private Equity: Soziologin Rost.



Stärkere Anreize: Unternehmer Minder.

sen und Altlasten nicht einfach ausblenden wollen. Andererseits die Sicht des Verwaltungsrats, der das Management verteidigt, dessen Leistungen betont und die heutigen Chefs nicht verantwortlich machen will für Fehler ihrer Vorgänger.

Wahrscheinlich hätten der CS-Verwaltungsrat und seine Ausschüsse nach bestem Wissen und Gewissen ermittelt, wie die Leistungen der Manager zu honorieren seien, Vergleiche mit anderen Banken angestellt, auch die frühere Vergütungspraxis in Betracht gezogen und vieles mehr. Nach der Festlegung kämen nun aber Aktionäre und lehnten aufgrund von Analysen und einer Aussenperspektive die Vergütungen ab. Das werfe grundsätzliche Fragen auf. Im Prinzip könne man darin ein Versagen der Minder-Initiative sehen. Katja Rost sieht das Pro-

blem vor allem darin, dass Befugnisse und Verantwortung des Verwaltungsrats heute unklarer seien als früher. Die Initiative sei gut gemeint gewesen, habe aber viel Komplexität gebracht und zu einer teilweisen Entmündigung des Verwaltungsrats geführt, da die Aktionäre mehr Mitsprache hätten.

Man müsse sich deshalb zurückbesinnen auf die Frage: Warum hat eine Aktiengesellschaft einen Verwaltungsrat? Dieses Aufsichtsgremium gebe es deshalb, weil der Aktionär nicht genau genug kontrollieren könne, ob das Management wirklich in seinem Interesse arbeite. Man brauche jemanden, der das Verhalten der Manager aus der Nähe kontrolliere. Eine Kontrolle allein über Ergebnisse, also über Gewinne, andere Kennzahlen und das Entlönnen nach Leistungskriterien funktionierten schlecht. Die Offenlegung der Entschädigungen treibe nach ihren Worten die Löhne nach oben, denn niemand wolle öffentlich sichtbar einer Randgruppe angehören. Dieser Fahrstuhleffekt durch Lohntransparenz sei einer der am besten nachgewiesenen Mechanismen in der heutigen Salärpolitik.

Rost kann sich sehr gut eine Alternative vorstellen zur heutigen Misstrauenshaltung gegenüber einem Verwaltungsrat, dem man nicht viel zutraut. Sie sieht die Alternative in Richtung der Art von Verwaltungsräten, wie sie im Private-Equity-Sektor anzutreffen sind. Diese Führungsgremien bei privat gehaltenen und kontrollierten Beteiligungen funktionieren ihrer Ansicht nach im Vergleich mit Verwaltungsräten in öffentlichen Aktiengesellschaften hervorragend. Bei Private Equity seien die Aufseher vollberuflich in ihrem Job engagiert, da mache kaum ein Verwaltungsrat sein Mandat einfach nebenbei, denn sonst käme man in diesem Sektor nicht auf derart hohe Margen. Da gebe es auch kaum Spielraum dafür, dass eine Person in mehreren Unternehmen ihre Mandate parallel wahrnehme. Hauptberufliche Private-Equity-Verwaltungsräte nähmen ihre Aufgabe ernster und seien auch sorgfältiger ausgewählt als in öffentlichen Aktiengesellschaften.

Damit spricht Rost die Frage an: Welche Leute will man im Verwaltungsrat haben? Es gehe nicht nur um die Aufteilung nach internen und externen Verwaltungsräten oder um die Unabhängigkeit der einzelnen Mitglieder, sondern etwa auch um deren Erfahrung in der operativen Führung, was heute oft vernachlässigt werde. Wer nie selber Manager gewesen sei, könne andere Manager schwierig kontrollieren. Rosts Orientierung an Private Equity geht noch wei-

ter: Wenn Manager einen Teil ihres Privatvermögens in ihr Geschäft investieren müssten, würden viele Interessenunterschiede zwischen Managern und Eigentümern verschwinden. Risiken, die Manager unternehmerisch eingingen, würden sie zugleich beim privaten Vermögen betreffen, und damit hätten sie auch mögliche Verlustrisiken zu berücksichtigen – nicht wie heute, wo die eine Zeitlang gesperrten Boni im schlimmsten Fall auf null sinken.

Was sagt Thomas Minder zur Ansicht, dass seine Initiative Komplexität und Unklarheit in die Beziehung zwischen Aktionären und Verwaltungsrat gebracht habe? Minder ist Rosts Orientierung an der Private-Equity-Welt und an der Haftung der Führungsleute mit eigenem Vermögen durchaus zugetan. Er betont, dass der Verwaltungsrat laut heutigen Regeln die Oberverantwortung habe – die man allerdings noch genauer umschreiben müsse –, und wenn man noch einen Schritt weitergehen wolle, dann kön-

Die Offenlegung der Entschädigungen treibt die Löhne nach oben.

ne man die Haftung mit privaten Vermögen ins Auge fassen, damit die Führung stärkere Anreize für verantwortliches Handeln habe.

Rechte, aber auch Pflichten

Aber im Zusammenhang mit der CS sei vieles anders. Zum einen sei das Problem des *too big to fail* noch nicht gelöst, so dass die Bank nicht alle Risiken wirklich selber trage. Der Aktienkurs sei niedrig, Rückstellungen und Unwägbarkeiten seien hoch. Die Salärpolitik der Bank sei deshalb nicht einfach Privatsache. Ein Eigentümer, ein Aktionär habe nicht nur Rechte, etwa auf Dividende, sondern auch Pflichten. Dies betreffe vor allem die institutionellen Investoren. Wenn der Verwaltungsrat schlecht arbeite, müssten diese Druck aufbauen, dann sei es die unausweichliche Pflicht des Eigners, das Heft selber in die Hand zu nehmen und dem Verwaltungsrat den Tarif durchzugeben. Im schlimmsten Fall müsse der Aktionär den Verwaltungsrat abwählen. Er selber sei nie ein Fan von *hire and fire* gewesen, aber nun sei er zum ersten Mal so weit, dass er das Gremium in corpore abwählen würde.

Zum andern seien unter den Aktionären viele staatliche und halbstaatliche Pensionskassen (PK). Der normale private Eigentümer könne wählen, wo er Aktionär sein wolle, aber grosse Vorsorgeinstitutionen hätten oft keine Wahl, ihnen stehe die Ausstiegsmöglichkeit nicht offen. Wenn man sich vorstelle, dass sozusagen die Nachhaltigkeit der normalen Bürger in Firmen wie der CS investiert sei, dann sei die Eigentümermitsprache sehr wichtig. Und man solle nun genau schauen, wie die staatlichen und halbstaatlichen PK der Schweiz bei der CS abstimmen würden. ○

Demokratie

Parolen aus der Spraydose

Wer schaut noch hin, wenn Parteidelegierte in einer Mehrzweckhalle debattieren und Abstimmungsparolen fassen? Angesagt sind heute Graffiti-Grosis, schrilles Polit-Marketing und Klamauk.

Die jungen Pazifisten der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) haben ein feines Händchen für werbewirksame Auftritte. Ihr mutmasslich ältestes Basismitglied, die 86-jährige Bernerin Louise Schneider, hat auf dem Bundesplatz eine vor der Nationalbank postierte Abschränkung mit dem Slogan «Geld für Waffen tötet!» verunziert.

Das sprayende Grosi ist jetzt – Internet sei Dank – eine international bekannte Graffiti-Aktivistin. Das verdankt sie ihren GSoA-Freunden. Diese hatten in WWF-Manier Medienschaffende ermuntert, die angejahrte Friedensapostelin zu bestaunen, zu filmen, zu fotografieren. Die GSoA ihrerseits verdankt der zittrigen Graffiti-Seniorin eine medial ausufernde Publizität zugunsten ihrer neusten Volksinitiative «Für ein Verbot der Finanzierung von Kriegsmaterialproduzenten».

So läuft das heute. Politik ist Marketing. Zwar wird im Musterland der direkten Demokratie unverändert das Hohelied auf die gepflegte Debatte gesungen.

Der Wettbewerb um die besseren Argumente wird aber immer stärker überlagert vom Wettstreit um die schrägsten Ideen. Schriller ist besser als schrill. Auch in der politischen Arena gilt, was der Social-Media-geschwängerte Zeitgeist vorgibt: Wer auffällt, gefällt.

Rotzfreche Jungparteien

Verlierer in diesem Kampf um politische Aufmerksamkeit sind die etablierten Parteien. Vorbei die Zeiten, als im brechend vollen «Hirschen»-Säli leibhaftige eidgenössische Parlamentsmitglieder die Klängen kreuzten. Heute bleiben bei solch angestaubten Veranstaltungen die Stuhlreihen oftmals nahezu leer. Ein blutarmes Schaulaufen sind auch die Versammlungen nationaler Parteien geworden. Die Delegierten fahren samstags durch die halbe Schweiz, um in einer Mehrzweckhalle die präsidiale Brandrede zu beklatschen und darauf vorgespurte Abstimmungsparolen zu fassen. Für die wenigen Medienschaffenden, die sich überhaupt noch an solche Veranstaltungen bemühen, ist die Berichterstattung eine Pflichtaufgabe zur Unzeit.

Schleichend degeneriert die Debattenkultur im Zeitalter der Generation Facebook.

Dass sich rotzfreche Jungparteien im Aufwind befinden, hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass sie die veränderten Ansprüche des reizüberfluteten Publikums gekonnt bedienen. Wenn Büstenhalter verbrannt werden, zoomen lokale TV-Stationen zweimal hin, die Boulevardpresse während zwanzig Minuten und mehr. Wenn die erwähnte Seniorin zur Spraydose greift, werden in den einschlägigen Online-Medien die Kommentarspalten geflutet. Müsste hierzulande ein Preis für die Urheberchaft des werbewirksamen



Wer auffällt, gefällt: die 86-jährige Louise Schneider in Aktion.

Polit-Marketings vergeben werden, dann stünde die SVP in der ersten Reihe. Sie hat schon vor der Jahrtausendwende die Provokation als Erfolgsrezept entdeckt: Über Stiefelinserte, Linke und Nette, Filzläuse und Fake-News-Grafiken empörte sich die Schweiz damals wochenlang. Dies nicht zum Nachteil der SVP, wie deren explosionsartige Wahlerfolge belegen. 2015 gelang der Volkspartei mit dem Slapstick-Video «Welcome to SVP» ein weiterer Blattschuss. Wen wundert es, dass die Konkurrenz inzwischen mit analogen Mitteln auf den Plan tritt. Nicht immer, aber immer öfter.

Wohin führt es, wenn in der direktdemokratischen Auseinandersetzung der Wettbewerb der Argumente vom Klamauk überstrahlt wird, wenn seriöse Sachpolitiker gegen mediengeile Aktionisten immer stärker in Rücklage geraten? Wozu noch Parteiversammlungen, wenn die dort verbreiteten Botschaften ungehört verhallen? Die Medien tragen hier Mitverantwortung. Demokratisch gefällte Parolen sollten nicht gänzlich im Strudel der medial inszenierten Werbegags ertränkt werden. Sonst verkommt das vielgepriesene Milizprinzip zur Lachnummer. René Zeller

«Die Mehrheit entscheidet»

Der Kampf um den Spezialitätenchemie-Konzern Sika stellt die Schweizer Rechtsordnung und die Wirtschaft vor neue Fragen. Aktienrechtler Peter V. Kunz über die Pflichten von Aktionären, die Revolte der Sika-Führung und über Martin Ebner als Vorkämpfer für Rechtssicherheit. *Von Beat Gygi*

Im Dezember 2014 hatte die Familie Burkard angekündigt, sie wolle die Schenker-Winkler Holding, in der die Beteiligung am Sika-Konzern gebündelt ist, für 2,75 Milliarden Franken an die französische Gruppe Saint-Gobain verkaufen. Das Paket umfasst gut 52 Prozent der Stimmen und 16 Prozent des Kapitals von Sika. Deren Verwaltungsrat und Konzernführung machten sogleich Front dagegen, der Verwaltungsrat sperrt seither die Stimmrechtsmehrheit der Schenker-Winkler Holding und damit der Familie bei Wahlen an den Generalversammlungen, so jüngst vor zehn Tagen. Der Streit ist vor Gericht hängig. In erster Instanz hat das Zuger Kantonsgericht im Herbst 2016 die Position des Verwaltungsrats mit Präsident Paul Hälg gestützt, in nächster Instanz wird das Zuger Obergericht wahrscheinlich in der zweiten Jahreshälfte sein Urteil fällen.

Peter V. Kunz, Professor für Wirtschaftsrecht und Rechtsvergleichung an der Universität Bern – und im Fall Sika ein Gutachter der Schenker-Winkler Holding –, legt hier dar, welche Risiken für die Parteien sowie für die Rechtssicherheit und den Standort Schweiz im Spiel sind.

Herr Kunz, im Fall Sika prallen zwei Welten aufeinander. Die Eigentümerfamilie Burkard will ihre Aktien an der Schenker-Winkler Holding an den französischen Konzern Saint-Gobain verkaufen und beruft sich auf ihr Recht, frei über ihr Eigentum zu verfügen. Der Sika-Verwaltungsrat sperrt sich dagegen, indem er die Stimmen der Familie seit gut zwei Jahren blockiert. Er betont, der Verkauf würde Sika schaden und das Zuger Kantonsgericht stütze seinen Kurs.

Das Urteil des Kantonsgerichts Zug findet vor allem bei Leuten Anklang, die aus dem Bauch heraus oder emotional argumentieren. In Medien und auch in der Politik geht es vielen um eine Art Verteidigung des Landes, in Kampagnen wird dargelegt, Sika sei gut und die Erbenfamilie Burkard sei gierig. Fragt man dagegen unabhängige Juristen, wird klar, dass die Mehrheit unter ihnen überrascht war über das Zuger Urteil. Es weist zahlreiche Fehler auf und

wird so nicht Bestand haben. Ich selber bin Gutachter der Schenker-Winkler Holding und vertrete die Meinung, das Urteil des Kantonsgerichts sei rechtswidrig. Nicht weil ich Gutachter bin, sondern weil ich als Aktienrechtler überrascht bin über das Urteil.

Was ist genau die Rolle des Sika-Verwaltungsrats, für wen muss er sich laut Gesetz und Statuten einsetzen?

Das ist eine Kernfrage dieses ganzen Verfahrens. Grundsätzlich ist zu fragen: Wer hat in einer Aktiengesellschaft, auch bei Sika, das Sagen? Haben die Aktionäre das Sagen oder der Verwaltungsrat und das Management?

Sind Verwaltungsrat und Management nicht zwei verschiedene Parteien?

Verwaltungsrat und Management kann man zusammen betrachten, sie bilden sozusagen die Exekutive einer Aktiengesellschaft, und dies ist offensichtlich auch bei Sika der Fall. Das Aktionariat dagegen entspricht der Legislative mit der Willensbildung. In diesem Rahmen hat der Verwaltungsrat in erster Linie die Interessen der Gesellschaft zu verfolgen und zu schützen. Und die Gesellschaftsinteressen sind im Wesentlichen deckungsgleich mit den Interessen der Stimmenmehrheit in einer Generalversammlung.

Also die der Familie Burkard beziehungsweise der Schenker-Winkler Holding mit ihren 52 Prozent der Stimmrechte?

Ja, es geht schlicht darum, wer die Mehrheit der Stimmrechte hat, und diese Mehrheit muss auch massgeblich sein für den Verwaltungsrat und das Management. Die Mehrheit entscheidet, wo die Reise der Gesellschaft hingeht.

Dann hat der Sika-Verwaltungsrat gegen die Interessen der Gesellschaft gehandelt, als er die Stimmenmehrheit der Schenker-Winkler Holding an den drei letzten Generalversammlungen blockierte?

Das ist meines Erachtens eindeutig. Es mag zwar für juristische Laien sympathisch erscheinen, auf die vielen Kleinaktionäre zu verweisen, die gegen den Verkauf von Sika seien, aber das schweizerische Aktienrecht beruht auf dem Mehrheitsprinzip – und zwar nach Stimmrechten, nicht nach Aktienkapital. Die Anzahl der Aktionäre ist irrelevant, Sika ist keine Genossenschaft. Deshalb

ist völlig klar, dass letztlich die Stimmen der Eigentümerfamilie ausschlaggebend sind. Wenn der Verwaltungsrat diese einschränkt, ist das juristisch falsch und könnte ihm Probleme bringen, weil er damit gegenüber dem Aktionariat und vor allem gegenüber dem Hauptaktionär Schenker-Winkler Holding eine Pflichtverletzung begeht.

Aber der Verwaltungsrat könnte doch zusammen mit dem Management sagen: «Wir handeln am ehesten im Interesse der Gesellschaft, wenn wir sie möglichst gut führen und verhindern, dass sie in falsche Hände gerät, die ihr schaden.» Ist das nicht stichhaltig?

Nein, die Aktionäre sind in ihren Entscheidungen völlig frei, Verwaltungsräte sind keine Kesb [Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde]. Nach schweizerischem Aktienrecht haben Aktionäre keine Pflichten. Ein Aktionär darf auch einen dummen Entscheidung fällen. Ich sage damit nicht, dass die Transaktion im Fall Sika dumm sei, ich sage aber: Aktienrechtlich kann ein Verwaltungsrat nicht eingreifen und dem Aktionär sagen: «Hör zu, was du machst, ist dumm, das lasse ich nicht zu und bevormunde dich nun quasi.» Die Aktionäre wählen sich die Verwaltungsräte aus, nicht umgekehrt. Verwaltungsrat und Management müssen den Willen der Aktionäre vollziehen und dürfen nicht eigene Positionen vertreten, die sie als richtig erachten, die aber in Widerspruch zum Mehrheitsprinzip stehen.

Gegen den Verkauf von Sika werden aber auch Argumente wie Gerechtigkeit gegenüber den Minderheitsaktionären und Mitarbeitern sowie ethische Aspekte geltend gemacht.

Das sind emotionale, nicht rechtliche Argumente für «1.-August-Ansprachen», sie widersprechen den Statuten wie auch dem Ak-

«Eine Management-Revolte wie in diesem Fall habe ich persönlich in der Schweiz noch nie erlebt.»

tienrecht. Deshalb bin ich überzeugt, dass das Urteil des Kantonsgerichts Zug aufgehoben und geändert wird.

Auf der nächsten Stufe beim Obergericht Zug oder dann beim Bundesgericht?

Das ist schwierig zu sagen. Ich persönlich habe eine hohe Meinung vom Zuger Ober-



Peter V. Kunz.



«Emotionale Argumente»: Sika-VR-Präsident Paul Hälg spricht an der Generalversammlung.

gericht. Insofern gehe ich davon aus, dass bereits das Obergericht in diesem Jahr das Urteil des Kantonsgerichts aufheben wird. Sollte das nicht der Fall sein, dann bin ich überzeugt, dass das Bundesgericht, das im Aktienrecht eine hochstehende Praxis hat, dies tun wird.

Leidet die Rechtssicherheit in der Schweiz unter solchen Auseinandersetzungen?

Ja, die Rechtssicherheit leidet sogar in höchstem Mass. Der Fall Sika dient in keiner Weise dazu, Investoren für Investitionen in der Schweiz zu motivieren. Ein Verwaltungsrat, der sich auf das Vergraulen eines ausländischen Investors verlegt, ist ein schlechtes Signal für den Standort. Dabei ist die Schweiz auf Gelder aus dem Ausland angewiesen.

Ist der Widerstand einer einzelnen Konzernführung von solcher Tragweite?

Die Argumentation ist ja nicht auf die Sika-Führung beschränkt. Auch Politiker sagen etwa, es gehe um eine «schweizerische Industrieperle», die gegen den Zugriff der Franzosen verteidigt werden müsse. Ähnliche Beispiele sahen wir vor einigen Jahren, etwa bei Streitigkeiten um Implenja, Sulzer oder OC Oerlikon. Eine Abschottung der Schweiz vor solchen Transaktionen ist nicht nur rechtlich, sondern auch politisch und wirtschaftlich der falsche Weg. Ich bin fast etwas entsetzt, dass viele Leute das nach wie vor anders sehen.

Was ist denn zu tun?

Die Rechtssicherheit könnte sicher wiederhergestellt werden, wenn das Zuger Obergericht entsprechend entscheiden würde. Je länger aber der Verwaltungsrat so agiert, desto schlechter wird dies auch für potenzielle Investoren.

Der Sika-Verwaltungsrat versucht nun, der Familie eine Offerte zu machen, um den Verkauf an Saint-Gobain zu verhindern. Was würde das bedeuten, wenn die gerichtliche Auseinandersetzung gar nicht bis zum Ende durchgezogen würde?

Ich bin nur Gutachter, nicht Berater, so dass ich nicht weiss, was passieren wird. Ich persönlich hoffe, dass es zu einem Bundesgerichtsurteil kommt, denn der Rechtssicherheit dienen in erster Linie Bundesgerichtsurteile. Die Rechtspraxis wird vor allem geprägt durch Prozesse, bei denen Personen gegeneinander antreten, die es sich leisten können und die sich nicht vergleichen. Ein schönes Beispiel vor Jahrzehnten war Martin Ebner mit der BZ-Gruppe. Herr Ebner hat mit der damaligen Bankgesellschaft bis vor Bundesgericht prozessiert, weil er das wollte und es sich leisten konnte. Diese Urteile haben sehr viel Rechtssicherheit ins schweizerische Recht gebracht.

Was riskiert eigentlich der Sika-Verwaltungsrat für sich selber?

Der Sika-Verwaltungsrat hat ganz erhebliche Risiken. Spätestens dann, wenn das Bundesgericht sagt, er sei vor zwei Jahren gar nicht wiedergewählt worden. Letztlich geht es bei den Anfechtungsklagen um die Frage, wie viele Stimmrechte die Schenker-Winkler Holding an den vergangenen Generalversammlungen hatte. Wenn die Mehrheitsaktionärin nämlich recht bekäme, hätte das zur Folge, dass die heutigen Verwaltungsratsmitglieder nicht gewählt wären – und zwar rückwirkend. Dann würde die Wahl von Herrn Hälg, Frau Ribar und den andern aufgehoben per 2015. Das würde Fragen zur Gültigkeit vieler seitheriger Beschlüsse aufwerfen.

Was heisst das?

Verlieren Herr Hälg und seine Kollegen, stehen sie im Risiko, dass sie Beschlüsse gefasst haben als Nicht-Verwaltungsräte; frühere Verwaltungsratsbeschlüsse können für sie also eine persönliche Haftung mit sich bringen. Hinzu kommt, dass Sika viel Geld ausgibt für PR-Büros, Anwälte oder Gutachter. Bezahlt wird das von Sika, nicht von den Verwaltungsräten selber. Sollte sich die Schenker-Winkler Holding durchsetzen, könnte Sika für diese Ausgaben bei den Verwaltungsräten Schadenersatz verlangen. In meiner Einschätzung ist die persönliche Haftung der heutigen Verwaltungsräte ein hohes Risiko, zumindest dann, wenn sie vor Gericht verlieren.

Ist dabei auch von Bedeutung, dass die rebellierenden Verwaltungsräte an den drei letzten Generalversammlungen bisher nicht entlastet wurden?

Das ist ein wichtiger Punkt. Wenn es, wie geschehen, keine Entlastung gibt, dann kann Sika innerhalb von fünf Jahren solche Schadenersatzverfahren, also Verantwortlichkeitsprozesse, gegen Herrn Hälg und seine Kollegen in Gang setzen.

Wenn die Familie vor Gericht gewinnt und Sika an Saint-Gobain geht, wird der Verwaltungsrat wohl ausgetauscht. Im Fall, dass die Familie verliert, auch?

Ja, das nehme ich an. Kein Verwaltungsrat kann sich auf Dauer der eigenen Abwahl oder Nichtwiederwahl durch die Mehrheitsaktionärin widersetzen. Wenn Saint-Gobain

«In meiner Einschätzung ist die persönliche Haftung der Verwaltungsräte ein hohes Risiko.»

die Aktien der Schenker-Winkler Holding erhält, wird dies wahrscheinlich die Mandate der Verwaltungsräte beenden. Sollte aber die Klägerin vor Gericht verlieren, dann bliebe die Schenker-Winkler Holding die Mehrheitsaktionärin und könnte selbstverständlich den Verwaltungsrat austauschen.

Müssen noch andere Führungsleute mit Folgen rechnen für den Fall, dass die Familie recht erhält?

Wie es weiterginge, muss in jedem Fall der allenfalls neu zusammengesetzte Verwaltungsrat entscheiden, nicht das Management, denn dieses wird ja vom Verwaltungsrat bestimmt. Persönlich muss ich allerdings sagen, dass ich in der Schweiz noch nie eine Management-Revolution erlebt habe wie in diesem Fall, bei der man Leute aufbietet für Auftritte an der Generalversammlung oder anderswo. Wieweit da das Vertrauen zum Management intakt bleiben kann, ist aber eine Frage, mit der sich dann Saint-Gobain oder die Familie Burkard befassen müssen. ○

Träum weiter!

Wer nachts nur vier Stunden die Augen zumacht, galt bisher als besonders leistungsstark. Nun gerät der lange Schlaf in den Fokus der Selbstverbesserer. Eine Reihe von Büchern, Apps und anderen Produkten soll uns dabei helfen, im Bett zu bleiben. *Von Claudia Schumacher*

«In wenigen Momenten hörst du mich von zehn bis eins hinunterzählen. Erlaube dir einfach mit jeder absteigenden Zahl, noch etwas tiefer zu entspannen», sagt die ruhige Stimme von Selbsthilfe-Guru Andrew Johnson durch die Hörer meines Smartphones. Aber da hat er mich offenbar falsch eingeschätzt: Bei Countdowns werde ich wach – wie wohl jeder auf Leistung getrimmte Mensch unserer Zeit. Als Johnson «eins» sagt, bin ich vollends an der geistigen Startlinie. Adrenalin, Tatendrang: Fehlt nur noch ein Schuss, und ich renne los. Dabei sollte mich Johnson doch eigentlich in den Schlaf befördern.

Mit dem Handy ins Bett

Heute ruhen wir in den Industrienationen pro Nacht etwa eine Stunde weniger als noch vor zwanzig Jahren. Ist das ein Problem? «Wir schlafen immer weniger, immer kürzer und immer schlechter», steht in einer Studie des Gottlieb-Duttweiler-Instituts (GDI), die nun drei Jahre alt ist. Für die Zukunft sah das GDI eine Always-on-Gesellschaft der «kollektiven Übermüdung» vorher. Schlaf als Luxus – und damit auch als «Statussymbol». In diesem Zusammenhang werde insbesondere der lange Schlaf zu einem «Synonym für Ehrgeiz, Kreativität und Erfolg».

Tatsächlich ist Schlaf in den letzten Jahren zum Lifestyle-Thema geworden. «Die Schlaf-Revolution» (2016) oder «Über guten und schlechten Schlaf» (2015) sind nur zwei der vielen erfolgreichen Buchtitel der letzten Jahre. Auch im Silicon Valley sucht man nach immer neuen Wegen, um die Ergebnisse der Schlafforschung zu monetarisieren. «Sleep Cycle», «Deep Sleep» oder «Dream: On» heissen ein paar der zahllosen Schlaf-Apps. Ein amerikanisches Unternehmen hat eine Schlafmaske entwickelt, die einen angeblich direkt in den Tiefschlaf bringt, quasi die Umkehrung des Instantkaffees. Es gibt Online-Coaching für besseren Schlaf, alle möglichen Geräusch-Applikationen zur Beruhigung oder Brillen, die ein bestimmtes Licht absondern, das den Schlafrhythmus optimieren soll.

Innovationen, die bei uns Optimierungsbegeisterten natürlich auf nachhaltiges Interesse stossen. Mein Freund ist derzeit damit befasst, unsere herkömmlichen Energiesparlampen im Haus durch Birnen zu ersetzen, die je nach Tages- und Nachtzeit das optimale Licht für das menschliche Biosystem abgeben. Ich glaube, Amazons Roboter-Dienstmädchen Alexa,



Gezieltes Kopfkino.

das wir ebenfalls gerade erst erworben haben, spielt bei diesen Smart-Home-Bemühungen auch eine Rolle. Ich bin noch nicht so weit, meinen Schlaf, meine Gesundheit und mein Zuhause irgendwelchen Siris und Alexas in die Hände zu geben, daher vertraue ich noch auf die gute alte Welt der Smartphone-Apps.

In einer Nacht von Sonntag auf Montag – in der wir laut Schlafforschung im Westen allgemein besonders schlecht schlafen – teste ich also zwei beliebte Apps, zuerst «Deep Sleep», die Entspannungs-App von Andrew Johnson. Die Kritiken im App-Store sind euphorisch. «Ich habe drei Jahre fast ohne Schlaf überlebt. Andrews weiche Stimme hilft mir mehr als jedes Medikament. Sie ist alles, was ich brauche», schreibt etwa ein Nutzer. Ein anderer gibt an, dass er dank der App nur noch fünfzehn Minuten brauche, um einzuschlafen, während er früher zwei Stunden dazu benötigt habe.

Tatsächlich funktioniert Johnsons Entspannungsanweisung – ähnlich einem autogenen Training – zunächst recht gut. Ich fühle meinen Körper weich und warm auf der Matratze, mein Atem wird gleichmässig und langsam – bis zu dem ungeschickten Countdown, der mich wieder hellwach macht. Zumindest kann ich nun bei vollem Bewusstsein die zweite App testen: «Sleep Cycle». Hier muss man einen Weck-Zeitraum eingeben. Ich räume von 6 Uhr an eine halbe Stunde Zeit ein, in der die

«Erlaube dir einfach mit jeder absteigenden Zahl, noch etwas tiefer zu entspannen.»

App entscheiden darf, wann sie mich am besten weckt. Über Nacht misst die App meine Bewegungen und Geräusche und findet somit angeblich heraus, in welcher Schlafphase ich stecke, etwa im Tiefschlaf oder in der REM-Phase. Wird mein Schlaf in den Morgenstunden besonders leicht, setzt behutsam der Weckalarm ein.

Tatsächlich geht das mit dem Aufwachen prima. Um 6.15 Uhr ertönt der gewählte Alarm-Sound «Warm breeze», und ich bin sofort wach; mir scheint, ich war davor schon im Begriff, aufzuwachen – die App hat offenbar einen guten Zeitpunkt erwischt. Ein Minus ist jedoch der Sound. Irgendwie klingt einfach jedes Geräusch, das aus dem Handy kommt, nach Arbeit. Und es scheppert ein bisschen. Wahr-

scheinlich müsste man das Handy an eine gute Sound-Anlage anschliessen, um ein wirklich angenehmes Weckgeräusch zu erhalten.

Schöne Erinnerungen brauchen Schlaf

Am Morgen zeigt die Schlafstatistik von «Sleep Cycle» dennoch an, dass ich ordentlich geschlafen habe: etwa ein Sechstel der Nacht im Tiefschlaf – das ist prima. Das empfohlene Minimum von sieben Stunden wurde erreicht – mein erklärtes Ziel. Den Tag über bin ich fit.

Glaubt man Arianna Huffington, die im letzten Jahr mit ihrem Sachbuch «Die Schlaf-Revolution» einen Bestseller landete, so brauche ich als Frau den Schlaf ja ganz besonders. Sie zitiert den Wissenschaftler Edward Suarez damit, «dass schlechter Schlaf bei Frauen in enger Verbindung mit einem hohen Mass an psychologischem Distress sowie stärkeren Gefühlen der Feindseligkeit, der Depression und des Ärgers steht», während bei Männern Schlafmangel «nicht im selben Mass» solche Auswirkungen habe.

Huffington, Mitbegründerin der Online-Zeitung *The Huffington Post*, die ein Burn-out erlitt und anschliessend den langen Schlaf entdeckte, sieht in der Schlaflosigkeit den Teufel: Sie mache krank, sogar krebskrank, sei verantwortlich für Autounfälle, Übergewicht, Burn-outs und Produktionsausfälle durch sogenannten Präsentismus, womit das Verhalten von Übermüdeten am Arbeitsplatz gemeint ist, die so tun, als würden sie etwas machen, aber innerlich schlafen.

Dass insbesondere Kopfarbeiter auf ausreichend Schlaf achten sollten, schreibt auch der renommierte deutsche Forscher Ingo Fietze in «Über guten und schlechten Schlaf». Da Schlaf das Hirn in der Nacht regeneriere und für Gedächtnis und Konzentration wichtig sei, «haben ein Lehrer, ein Mathematiker, ein Tüftler oder ein Wissenschaftler weitaus mehr Probleme mit schlechtem Schlaf als ein Schuster oder ein Handwerker». Zudem misst Fietze gutem Schlaf eine wichtige Rolle für eine positive Lebenseinstellung bei: «Ein negatives Erlebnis brennt sich auch ohne oder mit sehr wenig Schlaf in das Gehirn ein. Erleben Sie etwas Spannendes, Schönes am Tag und möchten Sie sich das merken, sollten Sie in der Nacht danach gut schlafen.»

Die nächste App, die ich ausprobieren werde, ist «Dream: On». Wie ich gelesen habe, kann man dort wie in einem Einkaufsladen Träume aussuchen, die dann in der Nacht mit Hilfe von Geräuschen im Kopf hervorgerufen werden sollen. Eine Traumoption ist «Fifty Shades of Grey», die Saga, die ich zwar weder gelesen noch gesehen habe, meine Friseurin aber wärmstens empfiehlt. Bildungslücken schliessen, ohne kostbare Lesezeit dafür zu opfern? Gezieltes Kopfkino im Schlaf? Dazu würde ich ausnahmsweise auch mein Handy gerne mit ins Bett nehmen. ○

Gesellschaft

Gefahr auf zwei Rädern

E-Bikes prägen zunehmend unsere Strassen und Velostreifen. Ihre Besitzer sind oft mit überhöhter Geschwindigkeit unterwegs und sich der Risiken ihres Fahrzeugs nicht bewusst.

Neulich passierte es wieder. Ich schlenderte auf einem Trottoir, das auch als Fahrradweg markiert war. Da flitzte ein Elektro-Biker an mir vorbei, im Abstand von weniger als einem Meter. Er war mit geschätzten dreissig Kilometern pro Stunde unterwegs. Hätte ich im falschen Moment einen Schritt zur Seite gemacht, wäre ich wohl im Spital gelandet.

Man erkennt sie von weitem, die vorwiegend angegrauten E-Bike-Fahrer. Mit aufgerecktem Oberkörper thronen sie auf ihren Geräten. Sie sind stets mit flottem Tempo unterwegs und schaffen selbst saftige Steigungen problemlos. Ein Spazierweg, auf dem meine Kinder immer gespielt haben, ist nun Sperrzone: Seit vermehrt Elektro-Biker durchfahren, darf ich meinen Nachwuchs dort nicht mehr von der Hand lassen. Denn viele E-Biker scheinen keine Ahnung zu haben, dass man an unübersichtlichen Stellen bremsen sollte. Klar, die Velokurier-Rowdys kennt man schon lange. Doch diese verfügen wenigstens über athletische Voraussetzungen für ihre Tempi und meistern noch manche brenzlige Situation dank fahrerischem Können. Ganz im Gegensatz zu den E-Bikern.

Der typische E-Biker

Laut der Beratungsstelle für Unfallverhütung (BfU) sind Elektro-Biker im Schnitt deutlich älter als andere Velofahrer (53 Jahre), dafür 6 bis 23 Prozent schneller. Die höheren Geschwindigkeiten führten «zu mehr Überholvorgängen und mehr Interaktionen mit anderen Verkehrsteilnehmern». Das hinterlässt Spuren in der Unfallstatistik. Dort steigt die Anzahl der E-Biker ständig. Und das, obwohl die Zahl der Verletzten und Toten im Strassenverkehr insgesamt seit Jahren zurückgeht.

Der Bund erfasst E-Biker seit 2011 als separate Verkehrsteilnehmer. Damals wurden 69 tote oder schwerverletzte Elektro-Biker verzeichnet. Schon ein Jahr später waren es 118. Letztes Jahr starben neun Elektro-Biker bei Unfällen, während 201 schwer verletzt wurden – 36 mehr als im Vorjahr. Die Zunahme der Unfälle geht mit der raschen Verbreitung der E-Bikes einher. Wie der Touring Club Schweiz bekanntgab, wurden letztes Jahr 76 000 von ihnen neu in Betrieb genommen – eine Steigerung um 14 Prozent. Mittlerweile fährt jedes fünfte verkaufte Fahrrad mit Elektro-Unterstützung. Insgesamt sind schon 400 000 unterwegs. Den typischen Neulenker unter den E-Bikern muss man



Unfälle mit E-Bikes nehmen zu.

sich so vorstellen: Er ist im Pensionsalter oder steht kurz davor. Er hat seit Jahren keinen Sport getrieben, sich aber daran erinnert, dass er früher Velo gefahren ist. Völlig untrainiert setzt er sich auf sein Gerät und tritt keck in die Pedale – mit oft fatalen Folgen: Laut der BfU sterben verunfallte Elektro-Bike-Lenker sogar häufiger als verunfallte Motorradfahrer.

E-Biker sind zwar längst nicht immer schuld, wenn es kracht. Aber oft hat es mit der hohen Geschwindigkeit zu tun, mit der sie sich bewegen. So ist die Kollision in Verkehrskreiseln laut BfU ein geradezu klassisches Unfallgeschehen: Ein Autofahrer biegt von rechts in den Kreis ein. Darin befindet sich schon ein E-Biker. Der Autofahrer unterschätzt dessen Geschwindigkeit und missachtet ohne Absicht dessen Vorfahrt. Das Auto und das E-Bike stossen zusammen.

Bald Ausbildungskurse?

Viele Unfälle sind aber Selbstunfälle. Besonders häufig kommen E-Biker zu Fall, wenn ihnen ein Randstein im Weg steht. Ohne Zweifel verunglücken aber auch viele Fussgänger, andere Velofahrer und Automobilisten bei Unfällen mit E-Bikes. Wie viele es sind, ist der Statistik nicht zu entnehmen.

Schon werden Rufe nach obligatorischen Ausbildungskursen für alle E-Biker laut. Ob staatliche Intervention der richtige Weg für mehr Sicherheit ist, sei dahingestellt. Vielleicht hapert es nur mit dem Selbstbild von Elektro-Bikern. Diese halten sich für besonders schlaue Velofahrer. Und für eine ökologische Avantgarde. Darum gehen E-Bike-Fahrer selbstverständlich davon aus, dass sie überall und immer freie Fahrt haben. Man sollte sie vielmehr als das sehen, was sie sind: *Töffli-Fahrer*, die ein bisschen treten dürfen.

Alex Reichmuth



Fürsprecher der Türken, die sich als Verlierer sehen: Präsident Erdoğan mit Gattin Emine.



Dank an die Gegner: Erdoğan-Anhänger

Die Demokratie lebt

Das Referendum in der Türkei war weder ein Staatsstreich noch ein Ermächtigungsgesetz. Die Kritik an Recep Erdoğan ist überzogen. Der Präsident geht auf seine Gegner zu. Im Verhältnis zu Europa herrscht endlich Klarheit. *Von Wolfgang Koydl*

Jetzt hat also das türkische Volk gesprochen. Nicht dröhnend laut – dafür reicht es mit einer Mehrheit von gerade mal 51,4 Prozent nicht. Aber doch deutlich vernehmbar.

Die Türken wollen also einen anderen Staat. Sie wollen eine Verfassung abschaffen, die ihnen von Putschgenerälen aufoktroziert und vom Militär jahrzehntelang mit Zähnen und Klauen gegen unzählige Reformversuche ziviler Politiker verschiedenster Couleur verteidigt wurde. Sie wollen ausserdem einen starken Präsidenten, was nachvollziehbar ist, wenn man betrachtet, in welcher wilden Nachbarschaft sie leben.

Wer tritt gegen Erdoğan an?

Was passiert nun? Anders, als es die zuweilen hysterisch anmutenden Berichte in der westlichen Presse glauben machen, geschieht vorerst – nichts. Das Parlament bleibt in derselben Zusammensetzung. Ebenso bleibt der Posten des Premierministers beim jetzigen Amtsinhaber Binali Yıldırım. Frühestens in zwei Jahren – wenn eine neue Volksversammlung gewählt wird – erhält Präsident Recep Erdoğan jene Vollmachten, die ihn in den Augen europäischer Orientalismus-Fantasten

zum Sultan machen. (Nebenbei bemerkt: Im Osmanischen Reich war der Grosswesir meist mächtiger als der Sultan.)

Das Referendum war kein Staatsstreich und kein Ermächtigungsgesetz. Die neue Verfassung wird mit Mitteln und Methoden des Rechtsstaates umgebaut: Gesetze müssen debattiert und verabschiedet werden, das Parlament redet mit. Manche Staatsrechtler glauben sogar, dass es bis zu fünf Jahre dauern wird, bevor der Erdoğan-Staat komplett steht. Sieht man sich die hyperventilierenden Horror-szenarien an, die echte und vermeintliche Türkei-Experten seit Wochen in die Welt setzen, so fällt vor allem eines auf: Sie beschäftigen sich weniger mit den Buchstaben der neuen Verfassung als vielmehr mit den theoretischen Möglichkeiten, wie man diese missbrauchen könnte.

Bevor es überhaupt so weit kommen kann, müssen Erdoğan und seine Verfassung ohnehin noch eine grosse Hürde nehmen: Im Oktober 2019 sollen zum ersten Mal nach den neuen Bestimmungen Präsident und Parlament zur gleichen Zeit gewählt werden. Wie wird diese Wahl ausgehen? Wer tritt gegen Erdoğan an? In welcher inneren, äusseren

und wirtschaftlichen Verfassung wird das Land sein? Auch für die Türkei gilt: Zwei Jahre in der Politik sind eine Ewigkeit, in der vieles geschehen kann.

Erdoğan wird seine schrille Rhetorik nun erst einmal zurückfahren. In seiner ersten Rede nach dem Wahltag vor Anhängern in Ankara dankte er ausdrücklich auch jenen Türken, die mit Nein gestimmt hatten, für ihre Beteiligung am demokratischen Prozess. Für einen heranknospenden orientalischen Despoten, als der er im Westen karikiert wird, ist das eine bemerkenswerte Aussage.

Die Hälfte reicht nicht

Erdoğan sieht selber, wie scharf er an einer Niederlage vorbeigeschrammt ist. Persönlich dürfte ihn am meisten getroffen haben, dass er seine Heimatstadt Istanbul, wo er als populärer und erfolgreicher Bürgermeister seine Karriere begann, ans Nein-Lager verloren hat. Erdoğan ist ein Volkstribun, der sich zu Recht stets viel darauf einbildete, zu wissen, wie das Volk tickt. Nun hat er die Zustimmung von etwas mehr als der Hälfte seines Volkes erhalten. Auf Dauer aber wird ihm das nicht reichen und nicht reichen können.



bei einer Siegesfeier, 16. April 2017.

Erdogan wird es sich daher zweimal überlegen, bevor er die Wähler das nächste Mal über eine heikle Vorlage abstimmen lässt, wie beispielsweise über eine Wiedereinführung der Todesstrafe. Darüber hinaus muss er sich um die Wirtschaft kümmern, die in den letzten Jahren schwer gelitten hat. Ausländische Investitionen gehen zurück, der Tourismus ist praktisch völlig eingebrochen, die Arbeitslosigkeit steigt, derweil der Wert der türkischen Lira sinkt.

Anatolien als No-go-Area für Istanbul

Viel ist nun die Rede davon, wie gespalten die Türkei nach dem Referendum ist. Tatsächlich zeigt sich die Kluft schon bei einem Blick auf die Wahlkarte. Sie ähnelt ein wenig den Karten der USA nach der Präsidentschaftswahl – mit blau-gefärbten, demokratischen Ost- und Westkü-

Falsch ist es allerdings, Erdogan die Schuld an dieser Spaltung zu geben. Er hat sie nur geerbt.

ten und rotem republikanischem Herzland, dem sogenannten *flyover country*, über das man auf dem Weg von New York nach Los Angeles, von Chicago nach Miami hinwegfliegt.

Auch in der Türkei zieht sich ein blauer Streifen die Küsten von Ägäis und Mittelmeer entlang, mit einem blauen Klecks in den Kurdengebieten im Südosten. Der Norden und die Mitte hingegen sind stramm Erdogan-Gebiet. Ähnlich wie in den USA die Redneck-Staaten, ist Anatolien für die westlich orientierte bür-

gerliche Klasse in Istanbul oder Izmir eine No-go-Area: Niemand würde freiwillig nach Tunceli, Bitlis oder Sirnak reisen. Wenn man diese Orte überhaupt auf einer Landkarte orten könnte.

Falsch ist es allerdings, Erdogan die Schuld an dieser Spaltung zu geben. Er hat sie nur geerbt. Die Kluft zog sich seit der Gründung der Republik vor annähernd hundert Jahren durch Staat und Gesellschaft, als Kemal Atatürk die Europäisierung des rückständigen Landes anordnete. Seitdem teilte sich die Nation in jene eher begüterten Schichten, die freiwillig nach Europa aufbrachen, und in den verarmten Rest, der diesen Weg nur murrend und widerstrebend beschritt. Erdogan ist der Fürsprecher dieser Türken, die sich als Verlierer sehen. Er hat ihnen erstmals zur Macht verholfen, sie werden ihm noch länger folgen.

Dennoch hatte auch Erdogan in seinen ersten Amtszeiten als Ministerpräsident zunächst alles versucht, um die von der Europäischen Union gestellten Bedingungen für eine Aufnahme seines Landes in den Klub zu erfüllen. Er öffnete die Wirtschaft, beschnitt die Macht des Militärs, begann Gespräche mit den Kurden.

Doch irgendwann wurde ihm klar, was längst ein offenes Geheimnis war: Die Europäer würden die Türkei nie als gleichwertiges Familienmitglied akzeptieren, egal, wie sehr sie sich abmühten. Die Art und Weise, wie Europa die Türkei über Jahrzehnte mit falschen Versprechungen hinhielt, ist an Dreistigkeit schwer zu toppen. Spätestens mit den vulgären Spottgedichten von Britanniens Aussenminister Boris Johnson und dem deutschen TV-Komiker Jan Böhmermann wussten Erdogan und sein Volk, wie Europäer auch über sie dachten. Jede Ja-Stimme für Erdogan war ein Stinkefinger an die Adresse der hochnäsigen Europäer.

Geopolitische Realitäten

Doch darin liegt auch eine Chance. Das Referendum hat der EU endlich einen willkommenen Vorwand geliefert, das zu tun, was sie schon immer wollte: Die Fiktion von Beitrittsverhandlungen mit der Türkei zu beenden. Stattdessen sollte man über ein massgeschneidertes bilaterales Verhältnis nachdenken, das die Interessen beider Seiten berücksichtigt.

Die Türkei selbst hat sich längst von Europa abgewandt. Das liegt nur sehr bedingt an den angeblichen neo-osmanischen Träumen ihres Präsidenten, sondern eher an geopolitischen Realitäten. Seit dem Ende des Kalten Krieges ist die Türkei nicht mehr der östlichste Vorposten des Westens, sondern eine starke Regionalmacht in ihrem eigenen, historisch und kulturell gewachsenen Umfeld.

Für die Europäer und für die Türken ist es Zeit, Abschied zu nehmen – von falschen Hoffnungen und von Heucheleien. Je schneller, desto besser. ○

Schweiz

Märchenstunde

Die Reaktionen auf das Ja zur Verfassungsreform sind von «1001 Nacht» geprägt.

Dem *Blick* ist Leserservice wichtig: Praktische Tipps in allen Lebenslagen gehören zum Programm. Höchste Zeit, dass das Blatt konkrete Ratschläge zur Umsetzung eines Vorschlages vorlegt, den es selbst aufs Tapet gebracht hat: Wie bringe ich Tausende missliebige Türken dazu, freiwillig ihre Schweizer Heimat zu verlassen?

Das hatte der *Blick* während der Kampagne um das türkische Verfassungsreferendum angeregt: Wer für Erdogan sei, habe hier nichts zu suchen. Nun schrieb Chefredaktor Andreas Dietrich direkt an die rund 19 000 Schweiz-Türken, die für ihren fernen Präsidenten gestimmt hatten: «Überlegt euch, was ihr in der Schweiz verloren habt.»

Die forschende Aufforderung erinnert an den offenen Brief, mit dem der niederländische Premier Mark Rutte unlängst die Wahlen für sich entschieden hat. Den Ausländern im Land hatte er empfohlen: «Benehmt euch normal oder geht.» Wenn die Erinnerung nicht trügt, fand der *Blick* dieses Schreiben nicht so gut. Aber vielleicht hält man eine demokratische Stimmabgabe ja für bedenkllicher als die Einführung der Scharia.

Die Zeitungsmacher blieben nicht allein. Weit weg von der Türkei twitterte BDP-Nationalrat Bernhard Guhl im Aargau: «Wer ein solches System unterstützt, soll auch darunter leben.» Ein interessanter Ansatz, schliesst er doch aus, dass andere Staaten mit einem anderen politischen System als dem schweizerischen vielleicht besser fahren. Aber vielleicht hat sich Guhl nur von den deutschen Nachbarn inspirieren lassen: «Am Schweizer Wesen soll die Welt genesen.»

Gravitätischer äusserte sich SVP-Nationalrat Roland Rino Büchel: «Die Türkei ist nicht mehr weit von einem Sultanat entfernt», befand er – leider ohne nähere Begründung oder tiefere Kenntnisse. Man darf hoffen, dass er als Präsident der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates Auskunft von Experten eingeholt hat. Etwa beim *Blick*, dem Blatt für alle Lebenslagen.

Das könnte lächerlich sein, gäbe es nicht die Abgründe, die sich hinter solchem Denken auftun. Denn damit werden Meinungen indiziert, die mutmasslich nicht zur Schweiz passen – nicht anders als das, was diese Kritiker dem «Sultan» Erdogan vorwerfen. *Wolfgang Koydl*

Sind Sie bereit für die Wirklichkeit?

Die *Weltwoche* enthüllt und deckt auf. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen. Die *Weltwoche* hat eine klare Ausrichtung, aber auch die grösste Meinungsvielfalt. Seit 1933 setzt sich das traditionsreiche Wochenblatt mit gehaltvollem Journalismus für die Schweiz ein. Überzeugen Sie sich selbst!

Probeabo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.–



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01





«Wir haben keine andere Wahl»

Warnungen an Nordkorea, Seitenhiebe auf Obama, Bombe auf Afghanistan.

Keine roten Linien, aber Nordkorea «muss sich benehmen» – diese harte Drohung an den abgeschotteten Staat sprach Präsident Donald Trump beim jährlichen Ostereierrollen im Weissen Haus aus.

Im Sender Fox News führte er später aus: «Ich will nicht vorab telegrafieren, was ich tue oder denke. Ich bin nicht wie frühere Administrationen, die sagten, was sie in vier Wochen zu tun gedachten.»

«**Es war ein Witz**» — Mit einem Seitenhieb auf seine Amtsvorgänger fuhr Trump fort: «In Clintons Buch kann man lesen, wie er geschrieben hat: <Oh, wir haben so einen grossartigen



Ostereierrollen im Weissen Haus: Trump.

Friedensvertrag erzielt.> Aber es war ein Witz. Dann schauen Sie sich an, was während Präsident Obamas Amtszeiten passierte. Die wurden doch alle an die Wand gespielt.»

Sean Spicer, der Sprecher des Weissen Hauses, erstickte Vermutungen, dass Präsident Trump dem Regime in Pjöngjang rote Linien ziehen würde. Er erklärte den Reportern am Montag: «Ich glaube nicht, dass der Präsident Linien im Sand ziehen wird. Aber ich denke, sein Vorgehen in Syrien hat gezeigt, dass er,

wenn es angebracht ist, entschlossen eingreift.»

«**Mutter aller Bomben**» — Im Gegenzug zu Bemühungen Pekings, Kim Jong Un im Zaum zu halten, schien Trump seine Haltung gegenüber China abzuschwächen. Im Anschluss an sein Treffen mit Präsident Xi Jinping in seiner Winterresidenz «Mar-a-Lago» twitterte Trump am vergangenen Dienstag: «Ich habe dem chinesischen Präsidenten erklärt, dass ein Handelsabkommen mit den USA viel besser für sie sein wird, wenn sie das Problem Nordkorea lösen!»

Unterdessen nimmt der US-Flugzeugträger «Carl Vinson» Kurs auf nordkoreanische Gewässer. Wie japanische Medien berichten, wird der Verband von chinesischen und russischen Spionageschiffen beschattet.

Trump ordnete den Abwurf der elf Tonnen schweren Moab-Bombe – bekannt unter dem Spitznamen «Mutter aller Bomben» – auf ein

«**Ich glaube nicht, dass der Präsident Linien im Sand ziehen wird.**»

Netz von Tunneln und Höhlen in den afghanischen Bergen nahe der pakistanischen Grenze an. Nach afghanischen Angaben wurden bei der Explosion rund hundert militante Kämpfer, aber keine Zivilisten getötet.

Trump bezeichnete die Operation als «sehr, sehr erfolgreich». General John Nicholson, der Oberbefehlshaber der US- und Nato-Truppen in Afghanistan, erklärte, dass er nun mehr taktischen «Ermessensspielraum» habe. Trump fügte zur Erläuterung hinzu, er ermächtigte sein Militär, aktiv zu werden.

«**Stärker denn je zuvor**» — Am Sonntag twitterte der amerikanische Präsident: «Unser Militär baut sich auf und wird rasch stärker denn je zuvor. Offen gesagt, wir haben keine andere Wahl.»

Derzeit sind 8400 US-Soldaten in Afghanistan stationiert. Es sind keine Pläne bekannt, diese Militärpräsenz zu verstärken.

In einem Tweet vom Montag zitierte Trump eine Bemerkung, die er gegenüber Fox News zu seinen jüngsten aussenpolitischen Aktivi-



«Ermessensspielraum»: US-General Nicholson.

täten gemacht hatte: «Die ersten neunzig Tage meiner Präsidentschaft haben das totale Versagen der Aussenpolitik der letzten acht Jahre enthüllt.» So wahr. @foxandfriends.»

Vorsorge planen.

LGT. Ihr Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG, 044 250 81 81

www.lgt.ch



Private Banking

«Russen brauchen grosse Visionen»

Sachar Prilepin passt in keine Schublade: Erbarmungslos beschreibt er Russlands Tristesse, zugleich ist er glühender Patriot. Gepriesen als russischer Hemingway, kämpft der Autor nun für die Separatisten im Donbass. Von Wolfgang Koydl

Blutung ist Sankya Tischin, jung und ohne Perspektiven. Aus Russlands tiefster Provinz ist er nach Moskau gekommen, wo er sich – mehr aus Abenteuerlust denn aus Überzeugung – einer regimekritischen Gruppe anschliesst. Bei einer Demo wird er von der Polizei zusammengeschlagen, verhaftet und ins Gefängnis geworfen.

Was sich liest wie eine Nahaufnahme der gegenwärtigen Proteste, wurde schon vor zwölf Jahren aufgeschrieben. Sankya ist der Titelheld des gleichnamigen Romans des Bestsellerautors Sachar Prilepin, der damit der ersten postsowjetischen Generation eine Stimme gab, die von den zynischen neunziger Jahren geprägt wurde. «Linkskonservativ» nennt er diese jungen Leute, Menschen, die den Raubtierkapitalismus der Oligarchen und der korrupten Eliten satthaben und nach Werten suchen, vorzugsweise nach solchen russischer Art. Der Westen täuscht sich, wenn er in den jüngsten Protesten ein Verlangen nach westlicher Demokratie sieht. Die wurde dieser Generation gründlich verleidet.

«Linkskonservativ» passt in keine ideologische Schublade, und das gilt auch für Prilepin. Russischer Nationalist und Putin-Kritiker, gehört er zu jenen seltenen Autoren, die von der Kulturkritik und vom Publikum gefeiert werden: Seine Bücher erreichen Auflagenrekorde und werden mit renommierten Literaturpreisen ausgezeichnet. Das US-Magazin *Newsweek* sah in ihm einen «russischen Hemingway», die Moskauer Presse feierte ihn als «neuen Maxim Gorki».

Schon der Erstling des schriftstellerischen Autodidakten schlug wie eine Bombe ein: «Pathologien» ist eine klinisch-nüchterne, brutale Schilderung des Tschetschenienkrieges. An ihm hatte Prilepin als Mitglied der Sondereinheit Omon teilgenommen. Als die «Tschitschis», wie die Russen die Gegner nannten, seinen Posten überrannten, überlebten nur er und ein paar andere Kameraden. Nach dem Krieg schloss er sich den Nationalbolschewisten an. Die von dem Schriftsteller

Eduard Limonow geführte Bewegung will ein modernes, mächtiges, aber autoritäres und hierarchisches Russland. Dem Kreml sind die «Nazboly» suspekt: Sie sind verboten.

Auch jetzt hält es den 41-Jährigen mit dem markanten Kahlschädel nicht in einer Schreibstube im heimischen Nischni Nowgorod. Seit Jahresbeginn kämpft er für die Separatisten in der Ostukraine: Er ist Major in der Armee der Volksrepublik Donezk, deren selbsternanntem Präsidenten Alexander Sachartschenko er schon zuvor als militärischer Berater gedient hatte.

Von einem persönlichen Treffen riet er der *Weltwoche* angesichts des wechselnden Frontverlaufs und der eskalierenden Kämpfe ab. Das Interview musste schriftlich geführt werden. Gleich auf die erste Frage nach seinem jetzigen Aufenthaltsort antwortete der Soldat mit trockenem Sarkasmus: «Bei der Arbeit.»

Herr Prilepin, warum machen Sie das? Warum haben Sie Frau, Kinder und Job zurückgelassen und ziehen in den Krieg?

Vom grossen griechischen Dichter Jannis Ritsos stammen die Zeilen: «Wenn Blut trieft, kannst du dich nicht mit deiner Unschuld reinwaschen.» Im Donbass sind in den letzten drei Jahren 8000 Menschen gestorben, davon 232 Kinder. Damit übertreffen die zivilen Verluste in den Volksrepubliken Donezk und Lugansk jene der von Kiew kontrollierten Seite, um das Hundertfache. Ich weiss nicht, was ich dem noch hinzufügen soll. Ich bin gekommen, um meinen Landsleuten in einer furchtbaren und schwierigen Lage beizustehen.

Kämpfen Sie für einen Anschluss der Ostukraine an Russland? Oder finden Sie, dass die Ukraine und Russland überhaupt nie hätten getrennt werden sollen?

In der Ostukraine leben überwiegend Russen und Ukrainer, die nicht verstehen, wie man beide Länder trennen konnte. Wenn der Westen ehrlich wäre und die Menschen selbst abstimmen liesse, würde sich herausstellen, dass die Hälfte der Ukraine entweder eine Föderation oder eine Abspal-

tung möchte. Sie wollen nicht unter der Herrschaft von Oligarchen und Lügner leben, die an den Schulen den Kult Banderas [des ukrainischen Nazi-Kollaborateurs] und anderer zweifelhafter faschistischer Personen pflegen, die die Verwandtschaft von Russen und Ukrainern leugnen und sich den USA und Brüssel unterwerfen. Ich meine, dass die Bürger der Ukraine eine demokratische Wahl haben müssen, wie und wo sie leben wollen.

Sie haben in beiden Tschetschenienkriegen gekämpft. Im Rückblick: War es richtig, was Sie getan haben?

Auf die Vorgänge in Tschetschenien hätte man gut verzichten können. Es war der vom Westen und von den russischen Liberalen so hoch verehrte Boris Jelzin, der dort einen grauenvollen Krieg entfesselt hat. Dieser hat fast zwanzig Jahre lang gedauert, und ich schäme mich für diesen Albtraum. Ich weiss aber, dass wir ohne diesen Krieg heute in Tschetschenien den Islamischen Staat (IS) hätten. Dann hätten wir weiterkämpfen müssen, im benachbarten Dagestan und schliesslich in Russland. Der Krieg wurde zwar ohne Konzept geführt, aber unter dem Strich war er richtig. Heute kämpfen wir Seite an Seite mit Tschetschenen – in Syrien, in Ossetien und im Donbass. Auch die Tschetschenen wissen, dass der Krieg notwendig war. Wir haben einander nichts vorzuwerfen. **Sie gehörten 2010 zu den Erstunterzeichnern des Manifests «Putin muss gehen». Was haben Sie gegen den Mann?**

Mir hat nicht gefallen, wie Putin anfangs Boris Jelzin ähnelte. Dass er russische Stützpunkte in Kuba und Vietnam schloss. Dass er sich viel zu wenig darum kümmerte, wie schlecht Russen in den baltischen Staaten behandelt wurden. Man leitete Strafverfahren gegen Veteranen ein, man verweigerte Russen die Staatsbürgerschaft. Jedes Jahr finden Märsche von ehemaligen SS- und Wehrmachtsangehörigen statt – auf die Europa keineswegs das Augenmerk gerichtet hat. **Würden Sie so ein Manifest heute wieder unterschreiben?**

Allmählich hat sich mein Verhältnis zu Putin verändert, oder besser gesagt: Er hat sich verändert. Schon ein Jahr vor den Ereignissen auf dem Kiewer Maidan habe ich geschrieben, dass ich ganz entschieden nicht die Haltung und Position der liberal-bourgeois Opposition Russlands teile. Ich habe das so ausgedrückt: «Die Liberalen haben



«Gerechtigkeit, Siege»: Putin.

«Wenn Blut trieft, kannst du dich nicht mit deiner Unschuld reinwaschen.»



«Man muss nicht die ganze Zeit schreiben. Das wäre dumm»: Sachar Prilepin, Schriftsteller und Major der Streitkräfte der Donezker Volksrepublik.

Putin dafür gerügt, dass er zu sehr Putin ist. Uns hat er nicht gefallen, weil er zu wenig Putin war.»

Wo Putin draufsteht, ist auch Putin drin?

Ja, Putin hat sich zu jenem Punkt bewegt, an dem wir auf ihn gewartet haben. Er hat angefangen, sich um die Russen zu kümmern, das am meisten unter anderen Nationen verstreut lebende Volk der Welt. Diese Situation ist unsere Tragödie, die es zu überwinden gilt. Was uns jetzt noch fehlt, ist eine stärker linke Ausrichtung der russischen Wirtschaft. Aber im Moment kümmere ich mich nicht darum. Einstweilen habe ich anderes und Wichtigeres im Donbass zu tun.

Wen könnte man sich denn anstelle von Putin an der Spitze des Staates vorstellen? Den Regimekritiker Alexei Nawalny? Den Oligarchen Michail Chodorkowski?

Um Himmels willen!

Im Westen gibt es das Phänomen des Russlandverstehers. Kann ein Westler überhaupt jemals Russland verstehen?

Wenn er meine Bücher liest oder die Romane von Jewgeni Wodolaskin und die Bücher von Eduard Limonow – dann, ja. Aber wenn Sie sich ein Urteil über Russland nach der Lektüre von Ljudmila Ulitzkaja oder Swetlana Alexijewitsch bilden wollen, haben Sie nur einen

Eindruck von Ljudmila Ulitzkaja, Swetlana Alexijewitsch und zehn Prozent der russischen Bevölkerung. Aber nicht von Russland.

Man hat Sie mit Maxim Gorki verglichen. Schmeichelt Ihnen das?

Man hat mich auch mit Byron, Remarque, Hemingway und sogar mit Leo Tolstoi verglichen. Wenn ich das ernst nehmen würde, müsste man mich zum Arzt schicken.

Sie haben gesagt, dass Sie nur über etwas schreiben, was Sie selbst erlebt haben. Werden Sie auch über Ihre Tätigkeit im Donbass schreiben?

Manchmal schreibe ich über etwas, das ich selbstgesehen habe, aber nie autobiografisch. Im Moment plane ich nicht, etwas über den Donbass zu schreiben. Jetzt interessiert mich nur der Frieden. Der Frieden nach dem Sieg. Die Tätigkeiten in meinem Bataillon beanspruchen meine ganze Zeit, und damit bin ich im Prinzip auch zufrieden. Man muss nicht die ganze Zeit schreiben. Das wäre dumm.

Soll sich der Donbass Ihrer Meinung nach Russland anschliessen?

Ohne Zweifel. Die Frage ist nur, von welchem Territorium wir sprechen. Das Territorium, das gegenwärtig von den Volksrepubliken Donezk und Lugansk kontrolliert

wird, ist bei weitem nicht das ganze Gebiet, in dem die Menschen von einer Rückkehr nach Russland träumen.

Was ist Russlands grösstes Problem?

Das Erbe der neunziger Jahre. Die Liberalen haben es damals verkackt. Heute haben wir eine politische, wirtschaftliche und kulturelle Elite, die ihre Zukunft nicht an das Land knüpft, sondern lieber ihr Vermögen im Westen bunkert. Es wäre im Übrigen gar nicht schwierig, liebe Europäer, auch diese Leute auf eure Sanktionslisten zu setzen.

Russen haben immer nur einen Wunsch gehabt: einfach normal zu leben. Warum ist das in Russland so schwer?

Russen sind ziemlich anspruchslos. Aber sie brauchen das Gefühl grosser Visionen: Gerechtigkeit, Siege, meinetwegen die Raumfahrt. Ich glaube, dass die Russen bald wieder ins All aufbrechen werden. Nicht alle wie in dem alten polnischen Witz, der alle Russen auf den Mond wünscht. Nur ein paar. All die anderen bleiben auf der Erde. Und mit denen muss man zurechtkommen.

Sachar Prilepin: Sankya. Matthes & Seitz, Berlin. 362 S., Fr. 31.90

Zurück in die Jugend, für eine Nacht

Wir haben zusammen den ersten Kuss und den ersten Liebeskummer durchgestanden. Wir wissen Dinge voneinander, die unsere Partner nie erfahren werden. Jetzt sehen wir uns wieder. Nach über dreissig Jahren. Ein Klassentreffen ist eine eigenartige Zeitreise. *Von Katja Oskamp und Jonathan Németh (Illustration)*

Als Claudia mailt, sie wolle ein Klassentreffen organisieren, springt mein Herz in die Höhe und in meinem Hirn die Erinnerungsmaschine an. Ich denke an Klassenfahrten, Nachtwanderungen, Leistungskontrollen, an Fahnenappelle, Kindergeburtstage und Feten in sturmfreien Buden. Die Vergangenheit weht mich an und mit ihr die Frage, was geworden ist aus uns, der alten Klasse 10R, dreissig Jahre später.

Von 1978 bis 1986 besuchten wir in Berlin-Prenzlauer Berg eine Klasse mit erweitertem Russischunterricht, wie es sie damals in der ganzen DDR gab. Wir lernten uns kennen, als wir acht waren. Mit sechzehn zerstreute es uns in alle Winde. Acht Jahre lang sahen wir uns jeden Tag. Entscheidende Jahre, prägende. Kindheit. Pubertät.

Zehn nach sechs betrete ich die Kneipe, in der Claudia einen Tisch für zwanzig Personen reserviert hat. Da sitzt meine alte Klasse und grinst mich an. Du blickst in die Gesichter mittelalter Leute. Die Sensation besteht nicht darin, dass sie alt geworden sind, sondern dass sie dich spiegeln, und zwar dutzendfach. Ihre Gesichter zeigen dir, wie alt du selber bist. Ich erkenne sie alle, sofort.

Grossartiges Zuhause-Gefühl

Wir essen, stossen andauernd an, palavern kreuz und quer. Gut, dass kein Lehrer dabei ist, der fröhlich quasselnde Haufen wäre nicht zu bändigen. Die ohnehin zufällige Sitzordnung hebt sich von selber auf. Fast alle haben Kinder und Partner, Familie eben. Manche sind verheiratet, manche sind geschieden. Andrea leitet die Buchhaltung von fünf Autohäusern, Sascha B. stattet öffentliche Gebäude mit Stuhlsystemen aus. Tom ist Bauingenieur, Kerstin arbeitet als Schuhverkäuferin. Die meisten sind in Berlin geblieben oder nach Lehr- und Wanderjahren hierher zurückgekehrt. Die meisten sind ausserdem dicker geworden, die anderen irgendwie geschrumpft. Hier eine Hinterkopfglatze. Da eine falsche Zahnleiste. Dort ein erstes Hörgerät.

Aber seltsam: Graue Schläfen, schlaffe Wangen und Doppelkinne treten in den Hintergrund und geben umstandslos den Blick auf die Kindergesichter frei. Ein Wort, ein Atemzug, ein Funkeln im Augenwinkel – und alles ist wieder da. Vertrautheit. Grundsätzliche Kenntnis. Ein grossartiges Zuhause-Gefühl. Die Stimmen, die Gesten, die Mimik offenbaren die, die wir schon als Kinder waren, die wir geblieben, nein, die wir noch stärker geworden sind. Anja

klappert noch immer kess mit den Augendeckeln. Katrin mit den schwarzen, langen Haaren hat sich weiter in Richtung Indianersquaw entwickelt. Sille nuschelt wie eh und je fröhlich vor sich hin.

Die Erinnerungen sprudeln aus uns heraus, im chaotischen Chor. Jedem fällt etwas anderes ein, und immer diese schockartigen Aufschreie, wenn es einen Namen, einen Anblick, eine Marotte aus dem passiven Gedächtnis an die Oberfläche spült. Frau Lindemann, die einarmige Deutschlehrerin! In die war ich verknallt! Herr Romberg, der Staatsbürgerkundelehrer! Der hatte eingetrocknete Spucke in den Mundwinkeln! Und Frau Holländer, die strenge Geschichtslehrerin mit den Stöckelschuhen und den Hustenanfällen! Die hat mich gehasst!

Jeder haut sein persönliches Kindheits-trauma heraus, das er verkraftet und verdaut hat, zur Anekdote gerinnen lassen. Es ist vorbei, es tut nicht mehr weh. Zum Rauchen gehen wir

vor die Kneipentür; erstaunlich viele rauchen noch, manche vielleicht nur zur Feier des Tages. Wir stehen wieder im Kreis, wie damals in der Raucherecke hinter dem Fresswürfel am ersten Schultag nach den Sommerferien. Der eine hat neue Klamotten, der andere eine neue Frisur, ansonsten ist alles beim Alten. Nur dass die Sommerferien diesmal nicht acht Wochen, sondern dreissig Jahre gedauert haben.

Kein Stinkstiefel dabei, keine Spassbremse, kein Blender und kein Angeber. Niemand von uns ist angewiesen auf ausgedehnte Selbstdarstellung; den eigenen glamourösen Lebenslauf kennt man schliesslich zur Genüge. Vor zehn Jahren hätte ein Klassentreffen vielleicht anders ausgesehen. Manch einer hätte sich da noch als ganz grosse Nummer präsentiert. Bis vierzig kann man heutzutage die Entwurfsphase strecken, die Jugendlichkeit verlängern. Man kann Kinder kriegen und sich in hochfliegenden Plänen ergehen, in dem festen



Die Reviere sind abgesteckt, die Fehler gemacht.

Glauben: «Das Beste kommt noch.» Spätestens ab vierzig jedoch, plötzlich oder schleichend, stellt sich die bittere Erkenntnis ein: «Das Beste war schon.» Die Reviere sind abgesteckt, die Entscheidungen gefällt, die Fehler gemacht. Auch Schicksalsschläge machen demütig. Hier und da kann man eine kleine Korrektur vornehmen, noch mal am Rädchen drehen, doch im Grossen und Ganzen ist die Sache gelaufen. Es ist einfach schon zu viel Lebenszeit um.

Lache über dich, bevor die anderen es tun

Der Philosoph Martin Heidegger hat für dieses Phänomen ein unschlagbares Begriffspaar gefunden: vom Entwurf in die Geworfenheit. Wir, die alte Klasse 10R, die wir stramm auf die fünfzig zugehen, sind bereits Geworfene. Wir verwalten das, wo hinein wir geworfen sind: Brutpflege, Bestandsschutz, Verteidigung des Alltags. Wir sind heute hier, weil wir unsere Geworfenheit nicht nur erkannt, sondern auch zu respektieren gelernt haben. Wer sich mit 47 immer noch entwirft, wird zur lächerlichen Figur. Der Geworfene aber weiss: «Lache über dich, bevor die anderen es tun.» Im Idealfall entsteht daraus: «Das Beste ist.» Deshalb sind wir alle an diesem Abend so verdammt glücklich.

Gegen Mitternacht löst sich der Haufen auf. Übrig bleibt der harte Kern, der schon früher der harte Kern war, den Hals nicht voll und nie



genug kriegen konnte. Wir trinken weiter, stecken die Köpfe zusammen.

«Weisst du noch, Martin, deine Übersetzungen von englischen Songtexten?», sagt Anja. «Das waren Kunstwerke!» Anja ist extra aus Wien gekommen, wo sie für die United Nations arbeitet. Den weitesten Weg hatte Eichi, der im englischen Southampton lebt. Eigentlich wollten er und seine Frau bloss zwei Jahre auf der Insel bleiben, eines Jobs wegen. Inzwischen sind es sechzehn Jahre; Eichs Töchter sind waschechte Engländerinnen. Martin spielt nicht mehr Klavier; er spielt heute Schach, nimmt an Turnieren teil und gewinnt Pokale. Verlegen sagt er, dass er meine Bücher gelesen hat, auch seine Frau habe sie gelesen, und sie sprächen manchmal über mich. Dafür liebe ich Martin, wie ich ihn früher für sein Klavierspiel geliebt habe.

Sascha K. gestehe ich, dass ich noch immer weiss, wo in seinem Kinderzimmer das Aquarium stand. Er wundert sich; ich sei doch bloss einmal zu Besuch gewesen. «Einmal?», rufe ich. «Ich war mit dreizehn wahnsinnig verknallt in dich! Ich hab jeden Nachmittag bei dir geklingelt!» Igor spricht mich auf meinen Vater an, der einen brutal harten Händedruck und einen stechenden Offiziersblick gehabt haben soll. Die Jungs erinnern sich mit Schaudern, wie mein Vater sie zum Ehrendienst bei der Nationalen Volksarmee überreden wollte. Stimmt, jetzt fällt es mir ein, mein Vater war einmal ein scharfer Hund. Heute ist er ein stiller alter Mann, der in einem winzigen Kalender in winziger Schrift seine Arzttermine notiert.

Wir haben einander vor Wut rot anlaufen, jämmerlich schluchzen, vor Lachen in die Hosen machen sehen. Wir wissen Dinge voneinander, die unsere Partner, unsere Kinder, unsere Eltern vielleicht nie erfahren werden. Wir haben zusammen den ersten Kuss und den ersten Liebeskummer durchgestanden. Alles, was sich später in tausend Varianten wiederholen sollte, haben wir aneinander ausprobiert, geübt und gelernt, zum ersten Mal. Wir sind die einzig wahren Zeugen unserer Jugend. Und heute, nur in dieser Nacht, sind wir beides: jung und alt zugleich. Wir Geworfenen blicken auf die Entwürfe, die wir einmal waren, und können uns nicht sattsehen.

Gegen fünf brechen wir auf, stehen wieder vor der Kneipe, der harte Kern der alten 10R, innerlich total angeweiht. Wir warten auf Katrin, die noch ihre Jacke sucht. Katrin war schon immer die Bummelteste. Umarmungen, Versprechungen, ratloses Winken. Es gibt keinen angemessenen Abschied. Wir trotten auseinander, schlurften davon durch die Berliner Nacht, jeder in eine andere Richtung, zurück ins momentane Leben.

Katja Oskamp, 47, ist Schriftstellerin in Berlin. Zuletzt erschien von ihr bei Eichborn der Roman «Hellersdorfer Perle».

Lebensmittel

Ab in die Suppe

Was passiert eigentlich nach Ostern mit den vielen Legehennen?



Seltsame Zeit.

Abnehmer, der schon Wochen im Voraus mehr Eier ab Hof kaufe und bei sich lagere. «Das erleichtert den Bauern die Vorbereitung auf den Osteran Sturm», so Burch. «Für das Färben eignen sich gut gelagerte Eier zudem besonders.»

Es droht das Sommerloch

Ostern ist eine seltsame Zeit für Hennen. Während im Winter besonders viel gebacken wird, also mehr Eier gebraucht werden, und generell bei schlechtem und kühlem Wetter der Eierkonsum der Menschen höher ist, gibt es kurz nach Ostern eine Art Sommerloch, in dem die Nachfrage nach Eiern abfällt. Dadurch ist es besonders schwierig, Ostern logistisch zu steuern.

Von «Osterhennen», die nach den Feiertagen reihenweise geschlachtet werden, möchte Burch dennoch nichts wissen: «Es gibt keine zusätzlichen «Osterhennen»». Burch drückt die Logistik des Ostergeschäfts in Zeiten des voranschreitenden Veganismus diplomatischer aus: «Die Osterspitze wird aufgefangen, indem alte Legehennen aus der Produktion genommen werden.» Das heisst dann aber doch im Klartext, dass die alten Hennen zu «Charcuterie-Artikeln, also zu Aufschnitt sowie zu Hühnerbouillon verwertet werden» – geschlachtet wird nach Ostern auf jeden Fall vermehrt. Gleichzeitig wird die Zeit nach den Feiertagen zur Einführung von Junghennen genutzt, die anfangs noch nicht so produktiv sind wie die älteren Kolleginnen, die in der Suppe verschwinden.

«Zudem versuchen wir, den Eiermarkt nach Ostern durch Verbilligungsaktionen zu entlasten», so Burch. Eine Zeit, in der Eier auch vermehrt als Brucheier in die Produktion eingehen, anstatt als bereits fertiges Produkt in der Schachtel auf den untreuen Käufer zu warten, der im Sommer lieber ein Glace isst.

Claudia Schumacher



Mitten ins Herz: Rapper Kendrick Lamar (M.) im Musikvideo zu «Humble».

Ikone der Woche

Der schwarze Erlöser

Von Claudia Schumacher

Schon wieder ein Rapper, der sich mit Jesus vergleicht! Sind die denn alle grössenwahnsinnig? Kendrick Lamar, das 29-jährige Übertalent des Rap, zeigt sich im Video seines neuen Songs «Humble» als Jesus mit seinen Jüngern beim Abendmahl. Sein neues Album «Damn» lancierte das kalifornische *street kid*

aus Compton am Karfreitag – ein interessanter Zeitpunkt. Passend zur Kreuzigung Jesu ist auch Lamars Gesicht auf dem Albumcover nicht etwa ein selbstherrliches – der Mann steht gebückt und trägt Schmerz im Blick: Ein Jesus zu sein ist kein leichter Job. Wer beneidet einen zum Tode Verdammten?

Der Hybris-Verdacht hat selten so ins Leere geführt wie bei Kendrick Lamar. Viel zu sehr ist er auf dem neuen Album damit beschäftigt, sich selbst zu beruhigen. Die Liedzeile «Sit down, bitch, be humble» ist nicht etwa frauenfeindlich zu verstehen, sondern als Selbstbeschwörung (Lamar verwendet genretypische Wörter wie

bitch oder *motherfucker* geschlechtsneutral): Da will einer demütig bleiben, mit aller Strenge. Angesichts des Hypes um seine Person wohl kein Leichtes.

Seit dem Debütalbum «Good Kid, m.A.A.d. City» (2012) steht Lamar unter Genialitätsverdacht. Für die poetische Kraft seiner Lieder wurde er mit Bob Dylan und James Joyce verglichen. 2015 brachte er mit «To Pimp a Butterfly» das nächste grandiose Album heraus, das zwischen Soul, Jazz und politischen Statements oszillierte und seinen Superstar-Status festigte. Lamar fungiert als eine Art Entwicklungshelfer der Afroamerikaner in den Gettos, einer, der sich



(selbst)kritisch in die «Black Lives Matter»-Debatte mischte: «So why did I weep when Trayvon Martin was in the street/When gang banging make me kill a nigga blacker than me? Hypocrite!» Heuchlerisch sei es, wenn man als Schwarzer um Trayvon Martin weine, der von einem Weissen erschossen wurde, solange sich Schwarze in den Gettos gegenseitig ermordeten. Ein Tenor, den er auch auf dem neuen Album beibehält: «It was always me versus the world/Until I found it's me versus me.» Dabei spielt Lamar auf die Rap-Ikone Tupac Shakur an – der sich in den Neunzigern ebenfalls mit Jesus verglich, dabei aber weniger versöhnlich, weniger verantwortungsvoll auf die Welt blickte: «It's just me against the world.» Für Lamar hingegen ist der Feind nicht in erster Linie die Welt da draussen, sondern der Sünder im Inneren.

Im Unterschied zu Kanye West, der vor vier Jahren mit seinem Album «Yeezus» ebenfalls beanspruchte, der schwarze Jesus zu sein, und mit Titeln wie «Black Skinhead» provozierte, ist Lamar frei von Hass auf Weisse und auf Frauen. Mit Pop-Prinzessin Taylor Swift, die von West mehrmals für ihren Erfolg als weisse Sängerin angegriffen wurde, hat Lamar ein Lied gemacht, und im Video zu «Bad Blood» ist er sogar an der Seite der feministischen

Star-Autorin Lena Dunham («Girls») zu sehen. Während Kanye Wests Songs reingehen wie Koks, man sich nach dem Konsum also aufgepumpt fühlt, trifft Kendrick Lamar mitten ins Herz. Man will nicht alles Mögliche kaputt schlagen, sondern sich hinsetzen und ... fühlen. Lamar, der gläubige Christ, meditiert in «Damn» über das menschliche Dilemma der Sünde. Es ist weniger eine Selbstvergötterung als eine Suche nach Gott. Und natürlich werden die Jesus-Anspielungen auch dadurch verzeihlicher, dass Lamar auf dem neuen Album mit «Love» eines der schönsten Liebeslieder der letzten Jahre liefert.

Star-Autorin Lena Dunham («Girls») zu sehen. Während Kanye Wests Songs reingehen wie Koks, man sich nach dem Konsum also aufgepumpt fühlt, trifft Kendrick Lamar mitten ins Herz. Man will nicht alles Mögliche kaputt schlagen, sondern sich hinsetzen und ... fühlen. Lamar, der gläubige Christ, meditiert in «Damn» über das menschliche Dilemma der Sünde. Es ist weniger eine Selbstvergötterung als eine Suche nach Gott. Und natürlich werden die Jesus-Anspielungen auch dadurch verzeihlicher, dass Lamar auf dem neuen Album mit «Love» eines der schönsten Liebeslieder der letzten Jahre liefert.



Die Bibel

Kein fauler Friede

Von Peter Ruch

Was die Intervention der USA in Syrien bewirkt, weiss heute niemand. Wir wissen bloss, dass das jahrelange Zuschauen der Gewaltspirale freien Lauf liess. Bei aller Vorsicht muss man annehmen, dass die Nichtintervention in Syrien mehr Todesopfer gefordert hat als die Intervention im Irak. Ein Kurswechsel ist deshalb kein Tabu.

Das unschöne Thema gibt uns Gelegenheit, über Krieg und Frieden aus biblischer Sicht nachzudenken. Was Krieg ist, hat Carl von Clausewitz in seinem berühmten Werk «Vom Kriege» so definiert: «Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.» – Gewalt befürwortet grundsätzlich kein vernünftiger Mensch. Sie kann jedoch das kleinere Übel sein, wenn es darum geht, Gewaltorgien von Unvernünftigen zu stoppen. Was aber ist Frieden? Reicht es, wenn die Waffen schweigen? Den meisten Pazifisten scheint das zu genügen. Sie stützen sich auf die römische *pax*. Das Wort hängt mit dem Verb *pangere* zusammen, was «einschlagen, befestigen» bedeutet. Unter *pacare*, wörtlich «befrieden», verstand der Feldherr Julius Cäsar «erobern». Nach dieser Lesart leben unterdrückte Völker wie die Nordkoreaner oder die Weissrussen in Frieden.

Der biblische Friede – *shalom*, wie zugleich der Gruss unter Juden lautet – ist anders. Das Wort hängt mit dem hebräischen Verb *shalam* zusammen. Es bedeutet «wohlbehalten sein»; je nach Aussageform auch «ausgleichen, vergelten». *Denen, die ihn hassen, vergilt Gott ins Angesicht, und er vernichtet jeden* (5. Mose 7,10): Hier meint *shalam* «vergelt». Vergeltungen, auch unter Menschen, können dem Frieden dienen, wenn sie sich gegen Verächter des Friedens richten. Deshalb bin ich als Christ kein Pazifist. Ich bin Schalomist und möchte Gewaltspiralen nach Möglichkeit stoppen. Selbst Jesus, als er die Jünger losschickte, sagte zu ihnen: *Aber jetzt – wer einen Geldbeutel hat, nehme ihn mit, wer einen Sack hat, desgleichen. Und wer nichts hat, verkaufe seinen Mantel und kaufe ein Schwert* (Lukas 22,36).

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Intellektuelle

Schweigen über der eigenen Dürre

Was ist bloss mit Frankreich los? Als junger Mann erlebte ich dort begeistert die kulturelle Ekstase der sechziger und siebziger Jahre. Heute scheint aus den Ruinen kaum mehr Leben zu blühen. Oder sehen wir gerade eine Erneuerung? Von Hans Ulrich Gumbrecht

Emil K., der Mann meiner Tante, sammelte «gegenstandslose» Kunst, versuchte sich in der grosszügig beanspruchten Freizeit an seinem teuren Flügel und war Vorsitzender einer jüdisch-deutschen Begegnungsgemeinschaft. All das machte ihn zu einem typischen Protagonisten in einer beschaulichen Universitätsstadt der deutschen Bundesrepublik nach 1960, und so war es kein Wunder, dass ich ihm die erste Reise nach Paris und eine Ahnung von der Grösse französischer Kultur verdankte, die mein Leben geprägt hat.

Nicht mit dem für die gehobene Mittelklasse damals verbindlichen Mercedes fuhren wir gen Westen, sondern in den weichen Polstern des von dem Philosophen Roland Barthes in «Mythen des Alltags» als «Déesse» besungenen Citroën. Nach wenigen Tagen schon hatte ich keinen dringenderen Wunsch, als in dem Nachbarland leben zu können. Die von Charles de Gaulle verkörperte Fünfte Republik war noch jung, und ohne ihre geschichtlichen Ursprünge zu verstehen, bewunderte ich die Ästhetik eines Staats, der mit gelassener Eleganz seine Herkunft aus der Revolution von 1789 und seine Kontinuität über alle nationalen Krisen und Niederlagen hinweg vergegenwärtigte.

Aura geistiger Arbeit

Zwei Jahre später hatte ich genug Französisch gelernt, um einige Wochen meines letzten Gymnasialjahrs am berühmten Lycée Henri IV gegenüber dem Panthéon verbringen zu dürfen. Jeden Morgen auf dem Schulweg entlang dem Boulevard Saint-Germain hoffte ich, dem leibhaftigen Jean-Paul Sartre zu begegnen, über dessen Marxismus ich inzwischen eine Hausarbeit geschrieben hatte. Für meinen Geschichtslehrer war die Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei Teil seines Patriotismus, derweil der für Philosophie verantwortliche Kollege grosszügig hinter jedem deutschen Namen ein denkerisches Talent vermutete.

In diese strahlende Stadt, wo nicht jedes schwarze Gesicht wie zu Hause einem amerikanischen Soldaten gehörte, war mein Gastvater gerade aus Indien von seiner Arbeit als Berater bei der Elektrifizierung des Eisenbahnnetzes zurückgekehrt. Seine Frau schrieb für *Le Monde*, und um als Teil dieser Familie

wie ein Universitätsstudent zu wirken, kaufte ich zahllose intellektuelle Bücher, deren Seiten man damals aufschneiden musste und deren Titel mir im Normalfall rätselhaft blieben. Zur Ästhetik des Staates gehörte auch eine Aura geistiger Arbeit, die vor allem Marxisten für sich in Anspruch nahmen. Marxist sein zu wollen, galt schon unter ambitionierten Schülern als selbstverständlich, doch die Geschichte des Klassenkampfes, so betonten die Eingeweihten, sollte erweitert werden um jene mathematisch-kalte Systematik, die sie «Strukturalismus» nannten, was angeblich allein dem Philosophen Louis Althusser gelang.



FRANKREICH WÄHLT

Ende der Verbindlichkeit

Vor diesem Paris des Schuljahrs 1966/1967 lag eine politisch dramatische und kulturell explosive Zukunft. Im sprichwörtlich gewordenen Mai 1968 konkretisierten sich wachsende Proteste der akademischen Jugend gegen de Gaulles autoritäre Staatsges-

ten in Barrikaden und Strassenschlachten, vor denen der ehemalige General und gewählte Präsident am Ende kapitulierte. Sein Rückzug läutete jedoch nicht eine langfristige Festigung des Denkens der Linken ein – sondern im Gegenteil das Ende seiner Verbindlichkeit.

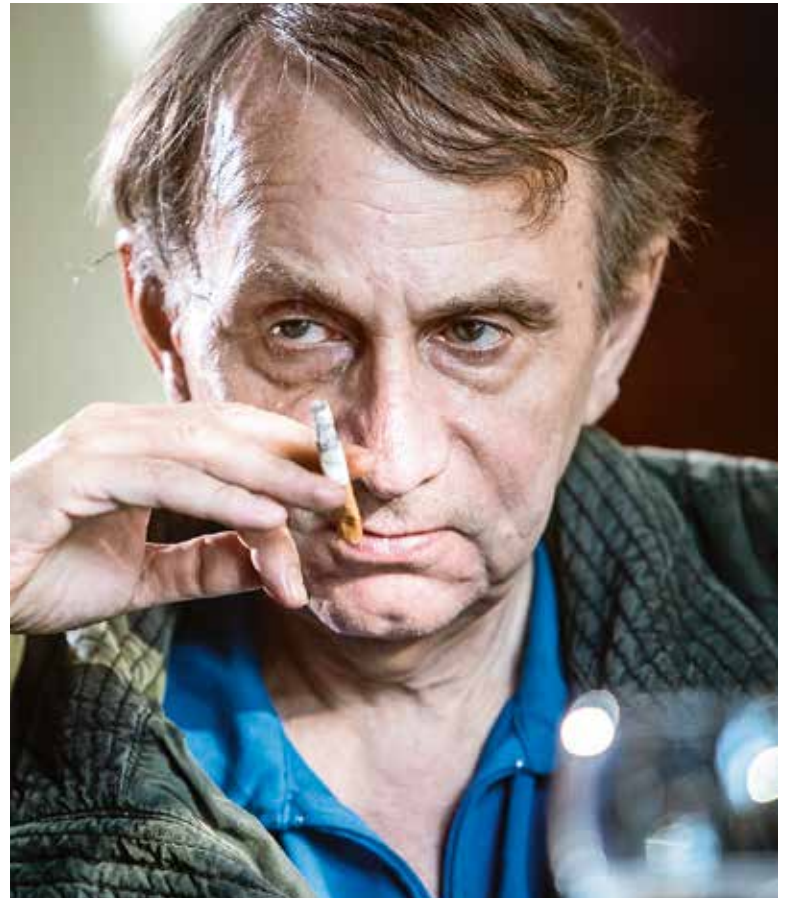
Schon 1966 waren, zunächst nur von Spezialisten wahrgenommen, die ersten drei Bücher von Jacques Derrida erschienen und – wichtiger und langfristig auch einflussreicher – Michel Foucaults Hauptwerk «Les mots et les choses.» Entgegen der Annahme unzähliger Seminare über «French Theory,» die bald vor allem amerikanische Universitäten heimsuchen sollten, gingen die philosophische Übereinstimmung und die persönlichen Sympathien Foucaults und Derridas füreinander zwar kaum über eine Art intellektuellen Waffenstillstand hinaus. Auch der Marxismus als verführerisches geistiges Modell sollte sich von den sich ergänzenden Denkern nicht mehr erholen. Denn während Foucault die Geschichtlichkeit und mithin die nur begrenzte Reichweite jenes «historischen Weltbilds» herausarbeitete, aus dem der Marxismus entstanden war, wuchs unter dem Eindruck von Derridas «Deonstruktion», sprich: Zerlegung, eine grundlegende Skepsis gegenüber dem angeblich «rationalen» Handlungs-



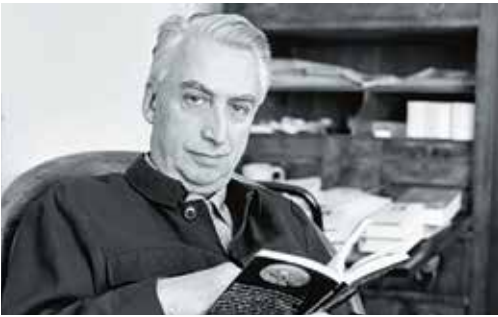
Jean-Paul Sartre: Kommunismus war Patriotismus.



Charles de Gaulle: Sein Rückzug schadete der Linken.



Michel Houellebecq: Wie weit darf ich gehen?



Roland Barthes: «Mythen des Alltags».



Als Frankreich blühte: Der Autor als junger Mann.



Brillanz und Schönheit: Lycée Henri IV mitten im Quartier latin.



Michel Foucault: Totengräber des Marxismus.



François Furet: Historiker-Genie.



Hélène Cixous: Weibliche Weltverhältnisse.

jekt, auf das sich sowohl der Marxismus als auch der Strukturalismus berufen hatten.

Zunächst allerdings blieb das linke Denken durch ein Tabu vor ausdrücklicher Kritik weiter geschützt. Noch in den neunziger Jahren veröffentlichte Derrida ein eigenartig opportunistisches Buch, in dem er unter dem keinesfalls ironisch gemeinten Titel «Marx' Gespenster» mit dem Gedanken einer Rückkehr

Wir schweigen mit einer Mischung aus Ungläubigkeit und höflich zurückhaltender Pietät.

der Theorie vom Klassenkampf spielte. Was jedoch Paris nach 1966 und 1968 wirklich zum intellektuellen Erdbebenherd machte, war gerade eine Befreiung von linken Dogmen und dem ihnen zugrundeliegenden historischen Weltbild, eine Befreiung, die ganz neue Horizonte des Denkens eröffnete. So erforschte Gilles Deleuze zum ersten Mal Möglichkeiten existenzieller Intensität; Hélène Cixous und Julia Kristeva massen die Identitäten weiblicher Weltverhältnisse und Gestal-

tungskräfte aus; und Historiker wie Jacques Le Goff oder François Furet entwickelten in ebenso brillanten wie umstrittenen Büchern neue Einsichten in die Vergangenheit.

Mini-Debatten

Gerade weil die vom französischen Staat in jenen einzigartig dichten und vielfältigen Jahrzehnten so konsequent entwickelten institutionellen Strukturen bis heute stehen geblieben sind und gerade weil die Blicke der intellektuellen Welt bis heute auf Paris gerichtet blieben, ist eine seit etwa 2000 plötzlich eingetretene Leere auf der Bühne des Geistes nun so schmerzhaft deutlich. Wer würde sich ohne die wache Erinnerung an Foucault oder Derrida, an Deleuze oder Lyotard, an Cixous oder Kristeva um die jetzt in Paris veröffentlichten Bücher und die von ihnen angestossenen Minidebatten kümmern?

Noch immer können wir professionellen Intellektuellen nicht glauben, dass Paris keine Hauptstadt des Geistes mehr ist. Gewiss, einige Nebendarsteller aus jener kollektiven Ekstase zwischen 1970 und 1990 haben den Moment ihrer zunächst kaum bemerkten Ver-

flüchtigung überlebt und bespielen jetzt eine Szene, deren Vorhang längst hätte fallen sollen. Jean-Luc Nancy etwa führt seine anregenden Reflexionen zur Ästhetik weiter, ohne an einen Abschluss zu denken; Jacques Rancière ringt dem Marxismus Runde für Runde neue Revisionsmöglichkeiten ab, deren internationales Publikum auf einen akademischen Freundeskreis geschrumpft ist; indem Alain Badiou störrisch an seiner Überzeugung festhält, Weltenrätsel mit einer Mischung aus Mengentheorie und Zitaten von Mao Zedong lösen zu können, hat auch er vereinzelt Leser an sich gebunden. Am respektabelsten zieht sich noch Bruno Latour mit Büchern aus der Affäre, in denen er den höchst plausiblen, wenn auch nicht sonderlich originellen Gedanken variiert, dass der Mensch Teil jener Welt sei, die er selbst erschafft und verändert.

Andere französische Autoren spezialisieren sich darauf, linke Positionen zu bekämpfen, die ohne ihre Kritik längst vergessen wären. Zu ihnen gehört Alain Finkielkraut, dessen weltpolitische Parteinahme für Israel ich teile, ohne verstehen zu können, warum sie nie aussetzender Wiederholungen bedarf. Oder Michel

Houellebecq, der von der Frage besessen scheint, wieweit man anti-islamische Positionen verschärfen kann, ohne mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten. Auch in den akademischen Institutionen werden Forschungsrichtungen innerhalb ihrer traditionellen Logiken fortgeführt, ohne je zu überraschenden Ergebnissen oder unerwarteten Positionswechseln zu führen.

Ausländische Bewunderer der französischen Kultur registrieren, dass dieser Todeskampf kaum auf das klassische Leben des Geistes beschränkt bleibt. Wann haben Modedesigner aus Paris zum letzten Mal einen Trend angestossen, statt – bestenfalls – die

Frankreich und Europa sollten sich zutrauen, mit Marine Le Pen als Präsidentin leben zu können.

ihnen weiter entgegengebrachten hohen Erwartungen zu erfüllen? Welche Innovationen in der Gastronomie und der Weinproduktion sind seit der eher asketischen Nouvelle Cuisine der siebziger Jahre aus Frankreich gekommen? Welche Hits der Popkultur? Und könnte es nicht sogar Teil dieses Syndroms von verblasster Brillanz sein, dass die eigentlich spektakulär besetzte französische Nationalmannschaft im vergangenen Jahr – einem Jahr durchaus solider Erfolge bei den Olympischen Spielen – das Heim-Endspiel um die Fussball-Europameisterschaft gegen Portugal verlor, obwohl Cristiano Ronaldo, der überragende Spieler auf der Gegenseite, nach zehn Minuten verletzt das Feld verlassen musste?

Die internationalen Reaktionen, selbst jene in der Suisse romande, erinnern an die Zuschauer entlang jener Strassen, durch die der nackte König in Hans Christian Andersens Märchen promenierte: Wir schweigen mit einer Mischung aus Ungläubigkeit und höflich zurückhaltender Pietät. Doch ist es nicht anmassend, über eine intellektuelle Nation vom Kaliber Frankreichs in solchem Ton zu schreiben? Der Hintergrund meiner Enttäuschung ist eine bewundernde – und bleibende – Dankbarkeit gegenüber der Vergangenheit einer Kultur, ohne deren anregende Brillanz und Schönheit ich nie Geisteswissenschaftler geworden wäre. Derweil ich voll Nostalgie weiterdenke, kommt die Frage auf, ob nicht das Schweigen des gegenwärtigen Frankreich über seine eigene Dürre das deutlichste Krisensymptom ist.

Viel rücksichtsloser wirken die globalen und auch die französischen Reaktionen auf die nicht weniger enttäuschende politische Situation des Landes im Jahr einer Präsidentenwahl – nachdem sich François Hollande als erster Präsident der Fünften Republik entschlossen hat, nicht erneut zu kandidieren. Diese Situation wird – zumal in Europa – sehr ausführlich

und oft auch schadenfroh diskutiert. Ich teile übrigens die vorherrschende Entrüstung über die realistischen Siegeschancen nicht, die ernstzunehmende Prognosen Marine Le Pen, der Kandidatin der nationalen Rechten, zuschreiben. Denn ich bin überzeugt, dass der französische Staat als Institution immer noch imstande ist, die Risiken neuer und vielleicht sogar extremer politischer Positionen zu neutralisieren. Anders formuliert: Frankreich und Europa sollten sich zutrauen, selbst mit einer Marine Le Pen als Präsidentin leben zu können, falls sie die Unterstützung einer Wählermehrheit finden sollte.

Starke Persönlichkeiten

Wichtiger ist die Beobachtung, dass alle klassischen französischen Parteien kollabiert sind. Ausser dem Front national hat keine politische Gruppierung, die auf eine wenigstens mittelfristige Geschichte zurückblicken kann, realis-



tische Chancen, die anstehende Wahl zu gewinnen – und so zu überleben. Zugleich bewerben sich Vertreter linksideologischer Positionen, die tatsächlich wie Gespenster aus fernen Zeiten wirken. Wo sonst kann man seine Stimme einem Trotzkiten geben? Sollen wir also den Schluss ziehen, dass Frankreich wenigstens dadurch Avantgarde geblieben ist, dass hier die schon so lange heraufbeschworene Situation des Postpolitischen zuerst eingetreten ist?

Die intellektuelle Stagnation des heutigen Frankreich lässt sich – eher optimistisch – interpretieren als Phase der Erschöpfung und vielleicht auch der notwendigen Regeneration nach Jahrzehnten singulärer Dichte oder – dramatischer – als Etappe in einer globalen Bewegung des Geistes von Europa zu anderen Regionen und Zentren der Innovation (nach

Indien etwa oder zu den Pazifikküsten) hin. Hingegen scheint die politische Gegenwart Frankreichs die langfristige Folge von grundlegenden Projekten der Fünften Republik zu sein, die sich nicht erfüllt haben – und so auch die Kultur zum Stagnieren brachten.

Diese Staatsform hatte auf starke Persönlichkeiten gesetzt – aber seit einem Vierteljahrhundert, seit François Mitterrand, konnte sie in einer Zeit schwindender Individualprofile keinen Politiker mehr hervorbringen, der die impliziten Voraussetzungen für das Präsidentenamt erfüllte. Zugleich wollte Frankreich – anders als Deutschland vor und nach der «Wiedervereinigung» – auch militärisch unabhängig ein «Vaterland» unter verbündeten Nationen bleiben. Dabei ist es an der sich gewaltsam ausbreitenden Europa-Bürokratie mit ihrem spezifischen Konsensdruck zerbrochen. Vielleicht haben sich ja auch jene monumentalen Institutionen staatlicher Eliteförderung in Paris überlebt, denen es offenbar immer weniger gelingt, Talente in der sozialen und geografischen Peripherie des Landes zu finden und zu entwickeln.

Echte Gegensätze

Zeichnen sich angesichts dieser historischen Bilanz eines Scheiterns Horizonte von Hoffnung oder gar konkreter *Erneuerung* ab? Ich sehe sie eher in der krisenbewussten politischen als in der intellektuellen Szene, die in der Illusion einer Kontinuität vergangener Grösse lebt. In keiner anderen europäischen Gesellschaft als in Frankreich existieren klarere Alternativen gegenüber dem längst überfälligen Spektrum, das sich über 200 Jahre zwischen «der Linken» und «der Rechten» aufgespannt hatte. Wer bereit ist, Marine Le Pens Position ausserhalb des traditionellen Schemas zu analysieren, wird zugeben müssen, dass ihre Konfrontation zwischen «Patrioten» und «Anhängern der Globalisierung» (*mondalistes*) einen heute wirklich existierenden Gegensatz umreisst. Ähnliches trifft noch deutlicher auf den aus der sozialistischen Regierung von François Hollande hervorgegangenen Spitzenkandidaten Emmanuel Macron zu, der den Gegensatz zwischen «Konservativen» und «Progressiven» wörtlich nimmt, das heisst im Sinne einer gerade in Frankreich relevanten Unterscheidung zwischen Wählern, die an den überkommenen politischen und gesellschaftlichen Formen festhalten wollen, und solchen, die ihre Veränderung für dringend notwendig erachten.

Als offenbar glücklicher 39-jähriger Mann mit einer 24 Jahre älteren Frau, die einst als Literaturlehrerin auf dem Lycée seine intellektuellen Interessen weckte, kann Macron existenzielle Authentizität für seinen ideologiefreien Progressismus in Anspruch nehmen. Vielleicht musste gerade in Frankreich die Erotik zum Ursprung der Innovation werden.

Sofis Geister

Die finnische Bestsellerautorin Sofi Oksanen ist mit aufwühlenden Romanen und extravagantem Auftritt zu einer Ikone des globalen Literaturbetriebs geworden. Jetzt legt sie einen fantastischen, geisterhaften Thriller vor. *Von Pia Reinacher*

Die vielen Bilder, die es von Sofi Oksanen im Internet gibt, verraten vor allem eines: Alles an dieser finnisch-estnischen Schriftstellerin ist extrem, extravagant und exzentrisch. Ihr Auftritt dokumentiert eine widersprüchliche Mischung aus kalkulierter Selbstinszenierung, übersteigter Fantasie und zwanghafter Selbstkontrolle. Nichts ist dem Zufall überlassen, weder die wilden, violett-purpurrot eingefärbten, kunstvoll verfilzten und aufgetürmten Dreadlocks noch das puppenhafte, in stundenlanger Feinarbeit aufgepinselfte Make-up.

Sofi Oksanens Lust an der Selbstdarstellung wirkt beinahe süchtig – aber selbst der Exhibitionismus ist Teil einer bewussten Inszenierung. Eine Art Leib gewordene Rollenprosa. Auf der Frankfurter Buchmesse 2012, zwei Jahre nach dem Welterfolg ihres Romans «Fegefeuer» (2010), stach sie im kostbaren schwarzen Outfit, den in feinen, hellen Strümpfen hübsch präsentierten Beinen und den schicken, altrosafarbenen wildledernen Plateaustöckelschuhen alle die traditionellerweise auf maugraue Hosenanzüge abonnierten Literaturdamen aus. Ihre perfekt auf Figur geschnittenen Deux-Pièces – oft mit dekorativer Kantenversäuberung im Stile der Haute Couture – würden die Kleidervorschriften einer Bank wie der UBS spielend erfüllen.

Als Sofi Oksanen 2009 zur Gala des finnischen Unabhängigkeitstages eingeladen wurde, präsentierte sie sich in einer schulterfreien Königinnenrobe in beigem Seidentaft mit eingearbeitetem Schnürkorsett. Kein Wunder, dass sie nach dem Fest auf unzählige Titelblätter finnischer Fashion-Magazine und Tageszeitungen gehievt wurde. Ohne Zweifel beschäftigt sie nicht Schneiderinnen, sondern Gewandmeisterinnen, die immer schon die künftige Bühne und Kulisse vor dem inneren Auge haben, wenn sie die Literatur-Ikone einkleiden.

Schwieriges historisches Erbe

Die finnisch-estnische Bestsellerautorin ist eine imposante Lady. Oder eine versponnene Märchenfigur. Auch eine düstere Gothic-Göttin. Vor allem aber ist sie eines: eine Muster Schülerin der Literatur- und Theaterszene. Sie auf einen bestimmten Charakter festlegen zu wollen, wäre abwegig, es sei denn auf ihre Entschlossenheit und ihre Furchtlosigkeit, unangenehme historische Erfahrungen mit allen Widersprüchen zu beleuchten, und ih-



«Rapunzel» ist ihr Lieblingsmärchen: Schriftstellerin Oksanen.

ren literarischen Furor, mit dem sie das tut. Dass die im mittelfinnischen Jyväskylä als Kind eines finnischen Elektrikers und einer estnischen Diplom-Ingenieurin aufgewachsene Schriftstellerin von allem Anfang an das schwierige historische Erbe der estnischen Heimat aufarbeiten würde, war nicht zu erwarten. Es hat sie zu einer bewunderten Instanz und Geschichtsschreiberin des eigenen Landes gemacht.

Bereits im Erstling, «Stalins Kühe», verhandelt sie das Leben der Esten zu sowjetischen Zeiten und schilderte deren schwieriges Leben im Finnland der sechziger und siebziger Jahre, in dem die Esten häufig als Russen beschimpft und die Frauen als Prostituierte verunglimpft wurden. Mit ihrem dritten Roman, «Fegefeuer», gelang Sofi Oksanen in einem imponierenden Wurf ein eindringliches historisches Panorama des geschundenen est-

nischen Volkes, das im Zweiten Weltkrieg zwischen den deutschen, russischen und finnischen Fronten hin und her geschleudert und im Spiel der Grossmächte förmlich aufgegeben wurde. In diesem Roman ist die Sofi Oksanen der vielen Facetten und changierenden Rollen am Werk und läuft zu ihrer Hochform auf. Genau diese psychische Grundkonstellation erlaubt ihr nämlich, ohne Klischees, ohne Beschönigung und Pathos die historischen Fakten aufzuarbeiten und die Geschichte des Zweiten Weltkriegs als das zu zeigen, was sie ist: ein Archiv des Schreckens; eine unauslöschliche kollektive Verletzung, die der Krieg in der Seele des Einzelnen hinterlassen hat; die irreversible Schmerzerfahrung eines verratenen und sich selbst verrattenden Volkes, das in der Folge der politischen Schachzüge der Despoten selbst zum Opfer und Täter wurde.

Das ist Weltgeschichte aus der authentischen Perspektive der Malträtierten – ungeschönt, empörend, schmutzig. Es ist kein Zufall, dass Sofi Oksanen mit «Fegefeuer» (das auf ihrem ersten, gleichnamigen Theaterstück aus dem Jahre 2007 basiert) auf einen Schlag der nationale und internationale Durchbruch gelang. Man liest das Buch mit stockendem Atem: gleichzeitig fasziniert und abgestossen – so brutal, so traumatisierend zeigt die Autorin, welch fatale Spuren der Weltkrieg im Leben der estnischen und finnischen Familien hinterliess.

Erschnupperte Angstzustände

Dass ihr nach diesem Wurf kein derart tief-schürfender und aufwühlender Roman mehr gelang, ist im Rahmen einer literarischen Karriere normal. Weder mit dem Buch «Als die Tauben verschwanden» (2014) noch mit dem eben erschienenen «Die Sache mit Norma» kann sie die Flughöhe von «Fegefeuer» halten. Und doch kommt ihr verspieltes, magisches und kämpferisches Temperament auch dieses Mal wieder zum Vorschein.

In einer Mischung aus Familienroman und Krimi spürt die dreissigjährige Norma Ross dem Schicksal ihrer Mutter Anita nach, die sich nach einer Thailandreise vor die U-Bahn warf. Norma glaubt nicht an einen Selbstmord. Je mehr sie in den Aufzeichnungen der Mutter recherchiert, desto bedrohlicher werden die Schatten der Vergangenheit. Wieder geht es um die wirtschaftliche und emotionale Ausbeutung der Menschen, vor allem der Frauen – dieses Mal aber durch kommerziell betriebene Leihmutterchaft und ein internationales Schattengeschäft mit Menschenhaar. Im Zentrum dieses dunklen Thrillers steht Max Lambert, Freund und Leiter eines Geschäfts, an dem auch seine Frau und Kinder beteiligt sind und bei dem Normas Mutter ebenfalls mitmischen will – wobei sie den Verrat am Ganoven Lambert teuer bezahlt.

Sofi Oksanens Hang zum Märchenhaften – die Anleihen bei ihrem Lieblingsmärchen «Rapunzel» sind offensichtlich – zeigt sich in einer Art magischem Realismus. Normas Haare wachsen rasend schnell, und mit ihren übersteigerten Sinneswahrnehmungen gelingt es ihr, Alkohol- und Medikamentenmissbrauch, Krankheiten und Angstzustände anderer Menschen förmlich zu erschnuppeln.

Es ist eine fantastische, geisterhafte und temporeiche Geschichte, die Sofi Oksanen dieses Mal erzählt, auch wenn sie die Dringlichkeit und Bedrohlichkeit ihres grossen Romans «Fegefeuer» nicht erreicht.

Sofi Oksanen: Die Sache mit Norma.
Kiepenheuer & Witsch. 352 S., Fr. 31.90

Musik

Der Punk ist tot, es lebe der Punk!

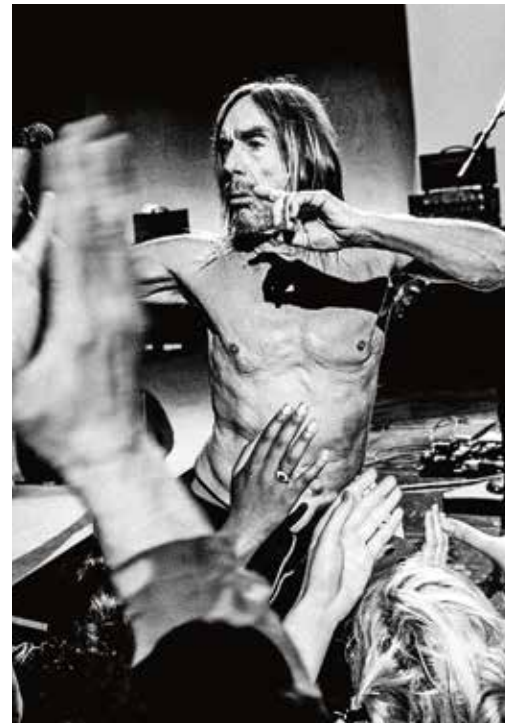
Viele Musikgenres werden mit ihren Helden alt. Anders der Punkrock. Warum wir Zwanzigjährigen heute noch Iggy Pop und Green Day hören. Von Anton Beck

Mit dem Frühling findet bei uns Jugendlichen das soziale Leben auch wieder ausserhalb des Internets statt. Man trifft sich *in real life* auf ein Bier am See oder sonstwo. Dabei gibt es im Moment ein wichtiges Thema: die bevorstehende Festival-Saison. Neben der Hip-Hop-Hochburg Frauenfeld ist auch das rockige Greenfield-Festival in Interlaken bei uns hoch im Kurs. Die meisten meiner Freunde (und ich) haben Karten gekauft. Wer will schon verpassen, wenn dort im Juni Punkrock-Bands wie Blink 182, Against Me! oder Green Day auf der Bühne stehen?

Gefühlte Rebellion

Dass beim Wort «Punk» oft an ein Relikt aus dem letzten Jahrhundert gedacht wird, ist zwar verständlich, aber falsch. Obwohl viele Mitglieder der obengenannten Bands heute älter als vierzig Jahre sind, schaffen sie es nach wie vor, bei den Jüngeren anzukommen. Bei den Konzerten sind die meisten im Publikum zwischen zwanzig und dreissig Jahre alt. «Revolution Radio», das neue Album von Green Day, konnte sich vergangenen Herbst vierzehn Wochen lang in den Schweizer Charts halten. Auch das Album «California» von Blink 182 sorgte für Medienwirbel. Unter anderem, weil Gründungsmitglied Tom DeLonge die Band verliess, um sich künftig auf die Erforschung ausserirdischen Lebens zu konzentrieren – ein echter Punk schert sich halt nicht darum, was die anderen denken.

Einer der Gründe für die Aktualität des Punk ist, dass das Genre seinen politischen Hintergrund nie verloren hat. Punks sagen ihre Meinung, heute wie damals – gerade, wenn sie unbequem ist. «Shape Shift with Me» heisst etwa das vor kurzem erschienene Album von Against Me!, mit dem Frontfrau Laura Jane Grace durch die amerikanischen Talkshows zog und in der hitzigen Debatte um Transgender-Rechte mitmischte. Das (mittlerweile wieder gelockerte) Verbot der freien Toilettwahl für Transsexuelle in North Carolina spaltet die Meinungen, und Grace, die sich selber einer Geschlechtsumwandlung unterzog, positioniert sich klar dagegen. Auch die deutschsprachige Punkszene provoziert, etwa «Feine Sahne Fischfilet» (diesen Sommer in Bern und Winterthur zu sehen) aus Mecklenburg-Vorpommern. Mit einer für den Punk traditionell sehr linken Einstellung ernten sie nicht nur regelmässig Drohungen und Vandalismus. Laut Einschätzung des Verfassungs-



Musik unserer Eltern: Iggy Pop.

schutzes sind sie selbst eine «linksextremistische Vereinigung», die bewacht werden muss.

Punk hat heute zwar nicht mehr dieselbe Bedeutung wie zu Thatcher-Zeiten, als der Rebellionsgestus unter Jugendlichen der Subkultur vorübergehend den Mainstream erfasste. Musikalisch ist beim heutigen Punk ausserdem ein deutlicher Pop-Einfluss hörbar. Seine Ideale der Anti-Haltung hält er aber weiterhin hoch. Dazu tragen auch Alteingesessene wie der «Godfather of Punk», Iggy Pop, bei, der letztes Jahr mit «Post Pop Depression» wieder ein Album rausbrachte – er ist 69 Jahre alt. Zugegeben: Punk ist heute nicht mehr eine reine Explosion der Jugend, wie das in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren der Fall war. Punk, das ist jetzt auch ein Erbe, ein bisschen eine historische Musikrichtung. Ob es ein Konflikt ist, dass es nicht unsere eigene Musik, sondern die unserer Eltern ist? Ein bisschen vielleicht. Punk transportiert ein Gefühl von Lockerheit, für das wir Millennials eigentlich zu spät geboren wurden. Ein rebellisches Grundgefühl, das in der heutigen Musikwelt von David Guetta und Taylor Swift irgendwie fehlt. Punk gibt uns das Gefühl, uns immer noch abgrenzen zu können. Selbst wenn dieses Gefühl in unserer vollständig vernetzten Welt eine Illusion ist, wollen wir auch diesen Festival-Sommer nicht darauf verzichten.

GELESEN

«Jugendliche sind immer
und überall online»

GELESEN

«Im Internet steht viel Quatsch: Wie Sie
nicht darauf reinfallen»

Wie ein Hai

«The Founder» erzählt die Geschichte von Ray Kroc, der McDonald's zum globalen Imperium machte.

Von Wolfram Knorr

Ich erwarte Geld», lautete sein Wahlspruch, «wie man Licht erwartet, wenn man den Schalter anknipst.» Das, was er anknipste, war ein besonderes Licht, ein «Genuss-Licht», ein Event der besonderen Art: der Hamburger, und der «Knipser» hiess Ray Kroc (1902–1984). Auch wenn er nicht der Erfinder des allgegenwärtigen Burgers war, verhalf er ihm zu einem Rang im Schlaraffenland. Er war der Walt Disney der Ess-Glücksverheissung, der Henry Ford der Streamlining-Küche, ein Miterbauer des schlaraffischen Kosmos, des American Way of Life. Sein Dilemma: Auch wenn er den doppelten goldenen Triumphbogen zum globalen Logo machte, ist sein Name nicht mit dem Firmennamen McDonald's identisch. Und weil er auch nicht Pionier der automatisierten Küche war, erschien er als Held eines Biopics wenig tauglich. Aber auch die wahren Erfinder der rationalisierten Schnellküche und Namensgeber Dick und Mac McDonald, die in der kalifornischen Industriestadt San Bernardino seit 1940 ein Speedy-Service-System-Restaurant betrieben, eigneten sich nicht so recht; obwohl sogar die goldenen Bögen und das Franchise-Konzept auf die Brüder zurückging. Ihnen fehlte einfach ein charismatischer Erfolgs-Supertreibstoff. Den hatte Kroc. Und weil er als mässig erfolgreicher Multimixer-Vertreter seine Karriere begann, umweht ihn ein Hauch vom Tellerwäscherklischee, den die Traumfabrik an ihren Biopics liebt.

«The Founder» von John Lee Hancock («Snow White and the Huntsman») und Autor Robert D. Siegel («The Wrestler») weicht folglich von den konventionellen Aufsteigerstori ab und macht aus Kroc (Michael Keaton) einen ziellosen, aber hungrig schwimmenden Hai auf der Suche nach Beute im bodenlosen Meer des Kommerzes. In den zutraulichen Brüdern Mac (John Carroll Lynch) und Dick McDonald (Nick Offerman) findet er sie. Er umkreist sie. Er dient sich ihnen an, perfektioniert ihre Franchise-Idee, gewinnt immer mehr Einfluss und Macht – bis er zupackt, die Brüder mit juristischen Tricks über den Tisch zieht und den

durch ihn mächtig gewachsenen Laden ruckzuck übernimmt. Schritt für Schritt entpuppt sich Kroc als durchtriebener Dealer und Zocker, der mit jovialer Bonhomie seine Opfer gewieft und geschmeidig umgarnt.

Zu wenig Abwechslung

Hancock und Autor Siegel entlarven mit tückischer Grandezza Kroc als Arschloch. Ehe der Zuschauer das wahrnimmt, ist er dem Helden auf den Leim gegangen. Zu den bösesten Szenen gehört, bei einem frostigen Essen mit seiner Frau (Laura Dern), ein einziger Satz von Kroc: «Ich lass mich scheiden.» Da ertrinkt sie im bodenlosen Meer. «McDonald's», wird Kroc einmal von den Brüdern angeherrscht, «ist nicht interessiert am schnöden Kom-



Aalglattes Schlitzohr: Ray Kroc (Michael Keaton, M.).

merz.» Kroc schon. Seine Frau ist Opfer seiner Fress-Gier.

In den USA wurde «The Founder» zum Flop. Dort lässt man sich nicht gerne hinters Licht führen, sucht Identifikation, aber nicht mit einem, der vom netten Kerl zum Ekel wird. Eine andere Erklärung liegt wohl in der Figur grundsätzlich. Kroc war, natürlich, ein gerissener Unternehmer, seine Stärken waren Management und Strategie. Für ein abwechslungsvolles Biopic gibt das wenig her. Ähnlich wie in «Gold» mit Matthew McConaughey geht es auch in «The Founder» deshalb fast nur um die Mimenkunst, und Michael Keaton, schon äusserlich wie eine Mischung aus dem Clown Ronald McDonald, der Galionsfigur des Unternehmens, und einem aalglatten Schlitzohr, macht einzig und alleine mit seiner Performance «The Founder» interessant.

Voran zur Tradition, zurück zur Zukunft

Von Peter Rüedi

Die Reinheit des Stils ist der Tod der Kunst. Ganz sicher im Jazz, aber nicht nur. Auch in der Literatur sind die Übergänge besonders spannend, bei denen ein Stil noch nicht ganz vollendet ist und der nächste sich erst andeutet. Im Jazz, dieser Hybrid-Musik seit Anbeginn, ist jede Form von Purismus tödlich, und sei es der innerhalb eines der vielen Personalstile. Die japanische Pianistin Aki Takase (*1948) hat viel mit Musikern des sogenannten «freien» Jazz gearbeitet (als ob es «unfreien» Jazz gäbe!), aber ebenso hat sie ganze Projekte grossen Vertretern der Jazzgeschichte gewidmet: Duke Ellington, Thelonious Monk, Eric Dolphy, Ornette Coleman, ja sogar Gründervätern wie W.C. Handy oder Fats Waller. Nicht anders als diese Lady für alle Jahreszeiten ist Saxofonist und Klarinetist David Murray (*1955) eine Art konservativer Avantgardist oder frei improvisierender Traditionalist. In seinen Anfängen noch ganz unter dem Einfluss von Albert Ayler und Partnern wie Cecil Taylor oder Anthony Braxton, gründete er das legendäre World Saxophone Quartet, das A-cappella-Saxofon-Ensemble, das geradezu programmatisch traditionellen Jazz mit einer im Free Jazz entwickelten Idiomatik verband. Treffen die beiden aufeinander, und erst noch in einem Duo, sind sie *two of a kind*, passen zusammen wie musikalische Zwillinge.

Die CD, die den Titel «Cherry – Sakura» trägt – Takases hymnische Originalkomposition ist auch die Eröffnung der Scheibe –, schliesst mit Murrays Eigenkomposition «A long March to Freedom». Verstehen wir den Titel nicht politisch, so dürfen wir uns dabei auch die Umkehrung denken, den «langen Marsch voran zur Tradition», freilich nicht verstanden als (Neo-) Traditionalismus, sondern als logische Bewegung zurück zur Zukunft: Wie die vieler Vertreter der «Great Black Music» war Murrays Musik in der Jugend geprägt von schwarzer Kirchenmusik, später vom Rhythm and Blues. Aus der «Free»-Erfahrung der beiden kommen gelegentliche wilde, ungebundene solistische Ausbrüche, vor allem aber die Intensität ihrer Musik, auch in den leuchtend schönen Balladen (das Titelstück, Murrays «To A.P. Kern», Takases «Nobuko» und «Blues for David»).



Aki Takase – David Murray:
Cherry – Sakura. Intakt CD 278

Der Hofberichterstatter

Bob Colacello kennt die Leute von Welt. Er beschreibt die feine Gesellschaft in Büchern und als *Vanity Fair*-Society-Reporter. Was macht so einer, wenn seine Welt untergeht?

Von Mark van Huissing

An einem Freitagnachmittag vergangenen Januar stand Vito Schnabel mit jungen Mitarbeiterinnen in seiner Galerie in St. Moritz. Die Eingangstüre war verschlossen – die Vernissage fand erst am folgenden Tag statt –, er öffnete und sah mich fragend an. «Ich bin Mark, der Journalist», sagte ich. Worauf sich sein Gesichtsausdruck ein wenig aufhellte. «Ich bin hier, um Bob zu treffen.» Worauf sich für einen Moment Überraschung in seinem Blick breitmachte.

Es dürfte Vito, dreissig, grossgewachsen und der «neuste neue Besen in St. Moritz» (*Focus-Magazin*) sowie Freund von Heidi Klum, nicht oft passieren, dass ein Journalist kommt, um nicht ihn zu treffen, sondern Bob Colacello, siebzig, einen Kopf kleiner und sein Auftragnehmer.

Robert Colacello ist ein amerikanischer Buchautor und Journalist und seit neustem nebenbei Kurator: Er hat die Ausstellung mit Namen «The Age of Ambiguity», die bis März in Schnabels Galerie zu sehen war, zusammengestellt. Gezeigt wurden Werke von The Bruce High Quality Foundation, Sterling Ruby, Jeff Koons, Jean-Michel Basquiat oder Andy Warhol.

Warhols «Aufnahmegerät»

Einigen Lesern dürfte Colacellos Namen kein Begriff sein – sein Kreis ist die sogenannte obere Gesellschaft, dort kennt er die Leute. Und, vor allem, die Leute kennen ihn. «Bob, was läuft in St. Moritz?», fragte ich. «Oh, ah; Aby Rosen ist hier, ich bin befreundet, auch mit seinen Kindern. Dascha ist ebenfalls hier. Und heute gab's ein Essen bei Lord Foster und Elena, in der Chesa Futura ...» Aby Rosen ist ein New Yorker Immobilienunternehmer und Kunstsammler, ursprünglich aus Frankfurt. «Dascha» ist Daria Schukowa, eine russische Modedesignerin, Kunstmäzenin und die Freundin von Roman Abramowitsch. Norman Foster ist der Architekt aus London, Elena Ochoa seine Ehefrau und die Chesa Futura das von Foster entworfene Haus, das aussieht wie ein Kürbis auf Stelzen.

1970 lernte der damals 23-jährige Colacello Andy Warhol kennen, nachdem er eine Kritik über einen Film des Künstlers veröffentlicht hatte. In den folgenden dreizehn Jahren arbeitete er für Warhol – als Autor und eine Zeitlang als Chefredaktor von dessen Zeitschrift *Interview*. Vor allem aber organisierte er Andys gesellschaftliches Leben. Was, wie Colacello in seiner lesenswerten Warhol-Biografie «Holy

Terror» (Vintage Books Edition, New York 2014) auf fast 700 Seiten schreibt, eigentlich eine Vollzeitstelle gewesen sei. Denn der Künstler sei zwar ehrgeizig gewesen in fast allem, was er tat, besonders was sein Vordringen in die feine Gesellschaft New Yorks betraf, im Grunde aber scheu, in sich gekehrt sowie maulfaul. Er habe an Partys oder während Abendessen nicht viel mehr gesagt als: «Ah», «Oh», «Really?» oder «Geez ...»

Bob verbrachte Kindheit und frühe Jugend in Plainview, Long Island, zirka fünfzig Kilometer entfernt von Manhattan. Später studierte er Filmkritik an der New Yorker Columbia-Universität. Dies qualifizierte ihn im Grunde für die Mitarbeit und Leitung von *Inter/View – a Monthly Film Journal*, wie die Filmfachzeitschrift Andy Warhols am Anfang hiess. Doch seine entscheidenden Voraussetzungen: Mit seinem guten Gedächtnis konnte er sich merken, wer was sagte an Partys oder während Dinners; «Bob ist mein Aufnahmegerät», habe Warhol gesagt. Zudem habe er, Bob, hübsch ausgesehen, habe tanzen können und sei im-

Die Society-Ladys, die alten Millionärsgattinnen und grossen Gastgeberinnen, starben weg.

mer freundlich gewesen. Sowie bereit, allabendlich auszugehen, grössere Mengen Alkohol und verbotene Drogen zu konsumieren und, wichtig, dennoch in der Lage, am Morgen danach pünktlich in Warhols Factory einzutreffen und zu arbeiten. Zu einem Lohn von 125 Dollar (500 Franken) in der Woche.

«It's a dirty job, aber einer muss ihn machen», könnte man sagen. Und der eine war Bob. Bis er's – den Job und, mehr noch, Warhol – nicht mehr ertrug. «Andy war ein Genie. Aber nahe mit einem Genie zusammen zu sein, hat einen Preis. Er war zu hoch für mich», sagt Colacello. Der bald eine neue Stelle fand: bei *Vanity Fair*. Als Sonderkorrespondent der New Yorker Zeitschrift für die Berichterstattung über die feine Gesellschaft und das oft unfeine Tun und Lassen ihrer Mitglieder.

In dieser Funktion reiste er die vergangenen drei Jahrzehnte um die Welt. Was für Ermüdungserscheinungen Sorge, sagt er. Und er ist sich bewusst, dass er auf hohem Niveau jammert. «Ich sehe meine Freunde gern. Doch es ist anstrengend, auszugehen, weil es in einem gewissen Sinn eine Performance ist.» Er meint

damit, er müsse jederzeit ein guter Zuhörer sein und auf der anderen Seite ein ebenso guter Erzähler spannender Geschichten über Berühmtheiten. «Bob ist interessiert an Politik, Gesellschaft und Kultur. Er kennt viele Geschichten und kann grossartig Leute nachmachen, ohne jemanden blosszustellen», sagt Matthias «This» Brunner, der ihn über seinen verstorbenen Partner Thomas Ammann, neben Bruno Bischofberger einer der wichtigen Händler von Warhols Werken, kennenlernte.

«Ergebnis des Feminismus»

Während Journalisten in den vergangenen Jahren wegen sinkender Budgets von Verlagen und steigender Ansprüche von Verlegern sowie Anzeigenkunden ihre Jobs verloren haben oder unter verschlechterten Bedingungen verrichten müssen, machte Bob Colacello eine andere Entwicklung das Berufsleben schwer: Die Society-Ladys, die alten Millionärsgattinnen und grossen Gastgeberinnen, starben weg. Und mit ihnen die Tradition der teuren Galadinner und aufwendigen Bälle in Stadthäusern und Hotels sowie der mehrwöchigen Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterferien in den Alpen, an mediterranen Stränden und auf Jachten. Worauf der Bedarf an witzigen, geistreichen Hommes de Lettres als Unterhalter ohne Lohn, nur mit Kost und Logis bezahlt, sank. «Junge Frauen sehen nichts Attraktives an der Rolle einer *hostess*», sagt Colacello. Sie wollen selber Karriere machen, auch wenn sie einen reichen Mann und Familie haben, «ein Ergebnis des Feminismus».

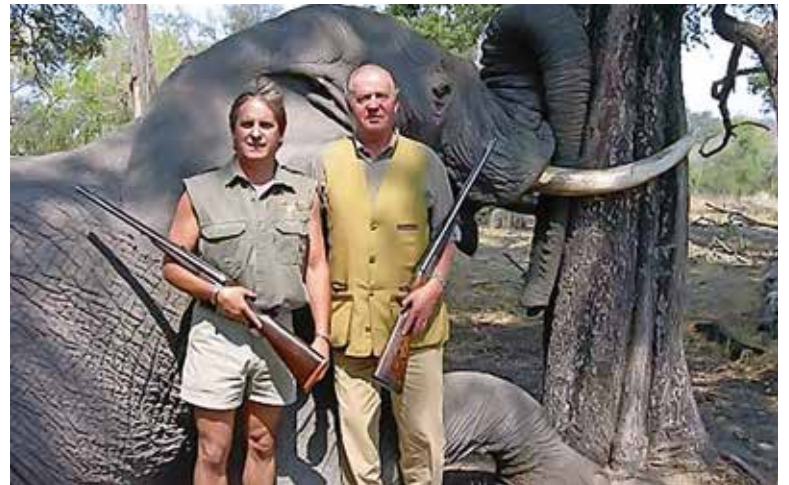
Also fand er ein anderes journalistisches Betätigungsfeld: Königshäuser und Adelige. Er beschrieb etwa, wie Juan Carlos, damals noch König von Spanien, auf einer Safari im südlichen Afrika einen Elefanten totschoß und sich mit diesem fotografieren liess. Und wie bekannt wurde, dass Juan Carlos von einer «attraktiven, blonden, deutschen Geschäftsfreundin» (spanische Journalisten über Corinna zu Sayn-Wittgenstein) begleitet wurde. Und dass das alles passierte, während die meisten Spanier unter der schärfsten Wirtschaftskrise seit dreissig Jahren litten. Bob berichtete, wie er das meistens tut: auf vielen Seiten (in diesem Fall etwa zwölf in einer *Vanity Fair*-Ausgabe von 2012), redundant und ohne Stellung zu nehmen, das liess er andere tun – eine Reihe niedriger spanischer *doñas* und *condesas*, die meinten, Juan Carlos' Benehmen sei schon in Ordnung für einen König und Volks-



«Was läuft?»: Vito Schnabel, Michael Hess, Bob Colacello, Julian Schnabel im Januar in St. Moritz.



«Der Preis war zu hoch»: Colacello (l.), Warhol, 1979 in New York.



«Niemanden runterreißen»: König Juan Carlos (r.) in Botswana.

helden. Juan Carlos, sagt Colacello, habe sich bei ihm bedankt für den «fairen und ausgewogenen Artikel», nachdem er zuvor keinen Austausch mit ihm gehabt habe. Was für andere Schreiber einem Angriff auf ihre Berufsehre gleichkäme, nimmt er als Kompliment: «Ich schreibe keine Lobhudeleien, aber ich will auch niemanden runterreißen.»

Das war die gute Nachricht für Bob. Die schlechte: Ein König und Schwerenöter wie Juan Carlos ist ein seltener Glücksfall. Monarchen von heute sind eher modern und daher besorgt um das wenige, was übrig ist von ihrem Ruf. Sie geben also kaum Storys her. Kommt dazu, Zugang zu Königen zu gewin-

nen, ist für einen *commoner*, einen gewöhnlichen Menschen, schwierig, sogar für Colacello; Juan Carlos, der Journalisten Briefe schreiben lässt, war auch da die Ausnahme. Weshalb Bob beispielsweise in der letzten *Vanity Fair*-Ausgabe ein Porträt von David Linley veröffentlicht. David wer? Linley, auch wenig bekannt als zweiter Earl of Snowdon respektive als ein Neffe von Königin Elizabeth. Der Mann, nebenbei, ist Möbeldesigner von Beruf.

Seit kurzem hat Bob eine neue Karrierechance ergriffen. Eine, die auf seiner ersten beruflichen Stellung fusst, darauf, dass er Warhol kannte und Einblicke in die Welt der Kunst und das Geschäft mit ihr gewann: kuratieren

und beraten. «Denn», sagt Bob und staunt dabei selber ein wenig, «so sieht's aus: Vito Schnabel beeindruckt viele Leute. Und er hat eine hohe Meinung von mir – ich beeindrucke ihn also irgendwie.» Darum wird auf die Ausstellung in Vitos Galerie in St. Moritz eine weitere Zusammenarbeit folgen.

Und darüber hinaus, sagt Bob, wird er ein Buch über die Jahre des Ehepaars Reagan als Präsident und First Lady schreiben (in «Ronnie and Nancy: Their Path to the White House – 1911 to 1980» hat er ihren Weg dorthin bereits beschrieben). Das sei er Nancy schuldig, sagt er, seiner lieben Freundin aus der guten alten Zeit – der Zeit, die es nicht mehr gibt. ○



Thiel

Salznüsschen

Von *Andreas Thiel*

Barkeeper: Herr Erdogan, Sie haben heute bestimmt Lust auf einen Kir royal, das sehe ich Ihnen an.

Erdogan: Nein danke, ich trinke keinen Alkohol. Bringen Sie mir eine Tasse Tee.

Barkeeper: Wir haben keinen Tee.

Erdogan: Dann halt Kaffee.

Barkeeper: Gibt es auch nicht.

Erdogan: Fruchtsaft?

Barkeeper: Nein.

Erdogan: Dann ein Glas Wasser.

Barkeeper: Wir servieren überhaupt keine alkoholfreien Getränke.

Erdogan: Dann trinke ich nichts, danke.

Barkeeper: Sie müssen aber etwas bestellen. Ob Sie es trinken oder nicht, ist Ihre Sache.

Erdogan: Bringen Sie mir halt ein Bier.

Barkeeper: Bier ist alle.

Erdogan: Dann Wein.

Barkeeper: Champagner?

Erdogan: Wenn es sein muss.

Barkeeper: Wir servieren allerdings nur Drinks. Sie müssen schon einen Champagner-Cocktail bestellen.

Erdogan: Egal, bringen Sie mir einfach irgendetwas.

Barkeeper: Wusste ich doch, dass Sie heute den Kir royal wählen!

Erdogan: Gibt es wenigstens gesalzene Erdnüsschen dazu?

Barkeeper: Die sind streng verboten! Auf den Verzehr von gesalzene Erdnüsschen steht die Todesstrafe.

Erdogan: Wie?! Was!?

Barkeeper: Ein kleiner Scherz, Herr Erdogan. Selbstverständlich servieren wir Ihnen gesalzene Erdnüsschen. Zu Ihren Ehren werden wir sie sogar umbenennen in gesalzene Erdogannüsschen.

Erdogan: Oh, es ist ja Ostern. Haben Sie hartgesottene Eier?

Barkeeper: Ja, die haben wir allerdings bereits nach einem anderen Gast benannt. Die heissen hier Trumpeier.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Pizza mit Seesicht

Neustart im «Portofino» in Thalwil; Saisonöffnung im Golfclub Dolder; lehrreiches Buch von Dirigent Ralf Weikert. Von *Hildegard Schwaninger*

Zwar ist er von Beruf Buchhalter, doch er ist der geborene Gastronom. Die Gastfreundschaft liegt ihm im Blut, mit Leib und Seele bewirbt er Gäste, er ist gesellig, und von gutem Essen und Trinken versteht er auch einiges. **Michel Péclard** markiert in der Zürcher Gastroszene mehr und mehr Präsenz; mit seinem Geschäftspartner **Florian Weber** ist er daran, ein kleines Restaurantimperium aufzubauen (u.a. «Milchbar», «Coco», «Kiosk», «Unterer Mönchhof», «Fischer's Fritz»). Péclard ist bekannt für seine Impulsivität und seine spontanen Entscheidungen, er ist immer gut für einen kreativen Einfall oder eine Überraschung.

Neuster Streich des Duos Péclard/Weber ist das «Portofino» in Thalwil. Bei der Eröffnung sah man, dass Péclard bestens vernetzt ist, denn alles war da (bei **Shawne Fielding** angefangen), was eine gute Party garantiert, Péclard hat eine Gästeliste, um die ihn jeder Wirt beneiden müsste: alles Leute, die gern feiern – gute Stimmung garantiert! Das «Portofino» hat eine geniale Lage direkt am See, doch bisher hatte es den Ruf, dass dort alles okay sei, ausser das Essen. Gäste erinnern sich, dass in diesem Lokal, das als italienisches deklariert war, eher fade Schweizer Hausmannskost serviert wurde. **Karin Lanz** sagt, dass sie mit ihren beiden Buben gern herkomme, «weil da ein schöner Spielplatz ist, aber wegen dem Essen muss man nicht kommen».

Michel Péclard will das jetzt ändern, und wenn die Pizza so gut bleibt wie bei der Eröffnungsparty, dann steht einem Megaerfolg nichts im Weg. Hauchdünner knuspriger Pizzaboden – die beste Pizza weit und breit.

Gesellschaftlich gut vernetzt, ist Péclard vor allem ein Familienmensch. Seine Eltern (die Mutter ist Ungarin) sassen an einem Tisch mit dem Juwelier **Philippe Péclard** (Michels Onkel) und dessen Frau **Vreni Péclard**. Sein Sohn machte, wie bei vielen Péclard-Anlässen, Musik. Er trug einen grossen Hut und sang, der Teenager will Popstar werden. Michel Péclard platzte fast vor Stolz.

Der halbe Golfclub Zumikon war da. **Anne-marie Forrer**, die den Kiosk am Bürkliplatz betreibt, **Martin Stockar** mit seiner Frau Eliane. Die Stockars wohnen in Erlenbach, gleich gegenüber dem «Portofino», mit dem Boot sind es wenige Minuten hierher; sie freuen sich, wenn man sich punkto Küche hier verbessert. Fotokunst-Sammler **Kaspar Fleischmann**, mit Anouschka da, dito.

Im Golfclub Zumikon war gerade Saisonöffnung, als neues Mitglied wurde **Roger Lehmann** aufgenommen. Zur Erinnerung: der blonde Ex von **Raquel Marquard** und **Carolina Müller-Möhl**. Lehmann hat sich von **Alexandra Knapp Voith** getrennt. Deren Ex, der deutsche Metall-Millionär **Andreas Knapp Voith**, ist mit **Jadi Zehnder** (Ex-Schwiegertochter von **Egon Zehnder**) liiert. Die war übrigens auch an der «Portofino»-Eröffnung, wie immer teuer gestylt und pausenlos redend, schwer beäugt von ihrem Ex **Cyril Carenini**, der nach wie vor



Fast verliebt

Wanderparkplatz

Von *Claudia Schumacher*

Über Ostern ist wieder einmal deutlich zutage getreten, was die meisten von uns längst ahnten: Paare sind das Grauen. Vielleicht sogar die grösste soziale Misere überhaupt. Wie sie sich zusammenrotteten

auf den Wanderparkplätzen: Mann und Frau mit übereinstimmender Körperhaltung, in der gleichen Outdoor-Kleidung, ab vierzig sogar mit identischem Kurzhaarschnitt. Als wäre die Frau zuvor mit einem Bild von ihrem Mann zum Friseur gegangen und hätte gesagt: «So, genau so möchte ich aussehen!»

Paare sind radikale Anpassungsmaschinen. Wenn der Verschmelzungsprozess von zweien, die doch einmal Individuen waren, abgeschlossen ist, hört es ja nicht auf: Gemeinsam passt man sich anderen Paaren an. Kauft das gleiche Geschirr. Die gleichen Kaffeekapseln. Am Ende erblickt man auf so einem Wanderparkplatz im Grunde nur noch einen einzigen Grundbaustein: den an allen Ecken und Kanten sauber abgeschliffenen Durchschnittsmenschen, paarweise zusammengekettet.

Um mich für die Wandersaison bereitzumachen, ging ich neulich in ein Fachgeschäft.



Impulsiv: Hiestand, Péclard, Clayton.



Wo ist es lustiger? Golfclub Dolder.



In Thalwil: Limacher, Fielding, Boser, Heller.

Als ich mit einer Fleece-Jacke in der Tasche zufrieden wieder vor die Tür trat, fuhr mir der Schreck in die Knochen: Hatte mein Freund nicht die gleiche Jacke, von derselben Marke? Passe ich mich meinen Freunden etwa auch an, schleichend?

Von meinem ersten Freund lernte ich, besser auf mein loses Mundwerk zu achten. Aus Notwendigkeit: Denn sagt man immer, was man denkt, gibt es viel Streit. Also beginnt man mit Selbstzensur, der vielleicht effizientesten Anpassungsmethode. Der zweite Mann trieb mir einen beachtlichen Teil meiner Trägheit aus. Der dritte lehrte mich Freiheit, was nicht immer schmerzfrei verlief. Mein heutiger Partner ist mit dem Feinschliff befasst (etwa: Verminderung teils hormonell bedingter Stimmungsschwankungen). Zweifellos werde ich auf diesem Weg immer stärker eine Frau, die funktioniert. Leistungstark, widerstandsfähig, ähnlich einer wetterfesten Outdoor-Jacke. Aber

ihr Vermieter ist (sie wohnt mit ihren drei Kindern in einem seiner Häuser in Kilchberg). Die Eltern Carenini waren auch da, Architekt **Erminio Carenini** und **Christa Carenini**, früher Boutique-Besitzerin.

Unter den Gästen sah man **Wolf Wagschal** (mit blutjunger Begleitung) und **Patricia Boser**, die auch quasi zur Péclard-Familie gehört. Kurzzeitig war sie seine Amour fou, jetzt sind sie beste Freunde. Boser: «Michel ist mein Lieblingmensch.»

Seine Saisoneroöffnung feierte der Golfclub Dolder mit einem Fest im «Dolder Grand». Im Golfclub Dolder fand ein Präsidentenwechsel statt, der bisherige trat zurück, der neue wurde inthronisiert. Unternehmer **Beat Curti** ist jetzt auch Mitglied im Golfclub Dolder. Curti ist seit Jahren Mitglied im Golfclub Zumikon, der als Inbegriff des vornehmen und alten Zürich konkurrenzlos ist. Warum ist Curti jetzt auch im Dolder-Club? Hinter vorgehaltener Hand flüstert man, dass es dort viel lustiger sei.

Ralf Weikert war einst (1983–1992) Chefdirigent am Zürcher Opernhaus (Vorgänger von **Franz Welser-Möst**), jetzt hat er ein Buch geschrieben: «Beruf Dirigent» (189 Seiten, Böhlau-Verlag). Ralf Weikert, geborener Salzburger, lebt mit seiner Frau **Heidi Weikert** auf der Forch bei Zürich (einer der Söhne ist Arzt in Bern) und hat heute weltweite Engagements, u.a. in Amerika, Japan und Korea. In dem für angehende Dirigenten wie für Laien lesenswerten Buch erklärt Weikert, was für ihn wichtig ist: Werktreue, Wahrhaftigkeit und Genauigkeit. Was er nicht mag: Phrasen, Effekthascherei und Partitur-«Verbesserungen».

Im Internet

www.schwaningerpost.com

wenn ich mir manchmal trotzdem wieder anhören muss, ich sei zu verletzlich, zu sensibel und müsse «ein bisschen härter im Nehmen» sein, dann frage ich mich, ob schon mal ein Mensch auf der Welt gesagt hat: «Das ist aber eine stabile Frau!» – und das als Kompliment meinte. Eigenheiten haben ihren Preis. Ein abwegiger Musikgeschmack will verteidigt werden. Zartheit erfordert Rücksicht. Kraft kann verletzen. Alles, was uns anzieht, hat eine dunkle Kehrseite. Und es ist diese Kehrseite, für die uns oft die Kraft, die Zeit und die Nerven fehlen. Welcher Mann hätte nicht gerne eine zarte Frau? Wäre sie doch nur nicht so empfindlich. Welche Frau hätte nicht gerne einen harten Kerl? Wäre er nur nicht so ... hart. Zum Glück gibt es einen Ort, an dem uns die unbequeme Seite der Liebe verschont. Wir sehen uns auf dem Wanderparkplatz!



Unten durch Höhenluft

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, du bist befördert worden. Das ist zwar nicht sehr wahrscheinlich, aber wir nehmen es jetzt einfach mal an. Es könnte ja sein, dass dir eine unerwartete Katastrophe zu Hilfe gekommen ist. Vielleicht sind alle deine Vorgesetzten bei einem Flug über den Alpen abgestürzt, und jetzt wird so dringend Ersatz gebraucht, dass man sogar auf dich zurückgreift. Im Universum ist prinzipiell alles möglich, das die Naturgesetze nicht verbieten. Gemäss der Quantenphysik sind sogar extrem unwahrscheinliche Ereignisse, die nur ein Mal in 10^{23} Jahren stattfinden, nicht völlig ausgeschlossen. Also: Du bist befördert worden, und deine Firma schickt dich zu einer wichtigen Verhandlung in die USA. Selbstverständlich lassen deine amerikanischen Verhandlungspartner es sich nicht nehmen, dich in ihrem Privatjet von New York zum Firmenhauptsitz in Baltimore zu fliegen. Endlich sitzt du einmal in einem Privatflugzeug! Das war schon in der Primarschule dein Traum! Deshalb hast du dich durchs Gymnasium gekämpft und später durchs knochentrockene Studium der Betriebswirtschaft!

Als du dich in dem superbequemen Lederfauteuil des Jets niederlässt und die bildhübsche Bordhostess dich fragt, ob du russischen oder iranischen Kaviar willst, hast du das Gefühl, dass es für dich jetzt nur noch aufwärtsgehen kann. Und so ist es dann auch. Während der Jet höher und höher steigt, trinkst du Champagner und löffelst Kaviar, den iranischen, denn du hast im *Manager-Magazin* gelesen, dass man immer sagen sollte: «Iranian of course!» Auf Wolkenhöhe angekommen, trinkst du ein zweites Glas Champagner. In deinem Magen befinden sich jetzt also vier Deziliter einer moussierenden, kalten, säurelastigen Flüssigkeit aus Frankreich. Du hast zwar zum Kaviar ein Stück Toast gegessen, aber der schwimmt auf dem sprudelnden Champagner wie ein Blatt auf dem Teich. Hei, wie das in deinem Magen blobbert und sproxt! Du würdest gern rülpsen, aber deine mitfliegenden amerikanischen Geschäftspartner, die alle den Champagner abgelehnt haben und stilles Wasser trinken, sehen nicht so aus, als würden sie Körperlaute tolerieren. Sie

>>> Fortsetzung auf Seite 64

»» Fortsetzung von Seite 63

sprechen über die Wertpapieremission einer südkoreanischen Reederei, sie fragen dich nach deiner Meinung über die Zukunft der asiatischen Märkte, und du sagst: «China. China. And again China!», und spürst, wie der schäumende, kalte Champagner von deinem Magen direkt in den Darm rinnt, der darauf reagiert wie eine heisse Herdplatte, auf die man Wasser giesst. Dir ist völlig klar, dass du das genau noch drei Minuten aushältst, keine Sekunde länger.

Das sind keine guten Aussichten, denn der Flug wird noch dreissig Minuten dauern. Und es ist ein kleines Flugzeug, noch dazu ein sehr leises. Die Düsen summen nur. Das heisst, deine Geschäftspartner werden, wenn du auf der Toilette bist, ziemlich laut über die asiatischen Märkte reden müssen, um nicht zu hören, wie der Champagner deinen Leib verlässt wie eine Silvesterrakete. Aber dir bleibt keine andere Wahl: Es ist keine Frage des Wollens. Dein Darm macht einen auf Weltrevolution. Er ist bereit, dich zurück in die Steinzeit zu katapultieren. Du schaust dich um: Ist die Toilette vorn oder hinten? Vorn ist keine. Hinten auch nicht. Du hättest das *Manager-Magazin* aufmerksamer lesen sollen. Die Bordhostess fragt dich, ob sie dir noch ein Glas Champagner bringen darf, und du sagst mit immer höher und immer dünner werdender Stimme: «Where can I wash my hands? Please! Please!» Regelmässig weist das *Manager-Magazin* seine Leser darauf hin, dass es in vielen Privatjets keine Toiletten gibt. Aber du hast das einfach überlesen! So wie du bei den Umsatzzahlen dauernd eine Null vergisst oder eine zu viel tippst. Jetzt mal ehrlich: Es hat schon seine Richtigkeit, dass du in Wirklichkeit mit der S-Bahn zu Verhandlungen fährst.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Fieuzal mon amour

Von Peter Rüedi

Objektivität ist beim Wein eine relative Qualität. Das eben ist die Grenze aller Punkteskalen und Medaillenspiegel, wobei man sich wundern darf, wie gewisse Weingurus sich die Nase anmassen, in ihren Bewertungen auf den halben Punkt genau zu unterscheiden. Ich will ja nicht das duale System sozialer Medien propagieren («Gefällt mir», «Gefällt mir nicht»), ein bisschen differenzierter darf's schon sein. Dennoch: Auf die Frau und den Mann kommt es allemal an, die da bewerten, und um aus deren Urteil Nutzen zu ziehen, muss ich ihre Vorlieben und Eigenheiten kennen und deren Kongruenz mit oder Differenz zu meinem Geschmack. Etwa, dass James Suckling zu superlativischen Übertreibungen neigt, Robert Parker in der Regel Wucht der Finesse vorzieht – um nur die zu nennen.

Mein Mann in Sachen Bordeaux ist der Wein-Entertainer René Gabriel. Ich teile zum Beispiel dessen Vorliebe für weisse Graves respektive Pessac-Léognans und, unter ihnen, jene für den weissen Château Fieuzal, der seit

dem exzellenten (für Rotweine eher bedenklichen) Jahr 1992 zu seinen wie meinen Favoriten zählt. Es gibt andere tolle weisse Bordeaux (wenn man denn Sauvignon-Sémillons mag), Domaine de Chevalier blanc zum Beispiel oder – der Aufsteiger der letzten Jahre – Smith Haut Lafitte Blanc, nicht zu reden von den im preislichen Jenseits von Gut und Böse angesiedelten Weissen von Haut-Brion oder La Mission Haut-Brion.

Allein, der weisse Fieuzal ist (*selon* Gabriel: 19/20 Punkte) nicht nur der beste 2014er, er ist auch (nach den Listen des Importeurs Arvi) mit Abstand der günstigste. Wie mir der 14er Weisse von Haut-Brion und La Mission schmeckt, kann ich nicht sagen, da ich mich weigere, für die Flasche 750 Franken respektive 550 Franken hinzublättern. Aber eine Behauptung wage ich: Das vierzehnfache, gar das neunzehnfache Vergnügen, das mir dieser Fieuzal bereitet (Fr. 39.–, ohne MwSt.), ist eine mir ganz unvorstellbare Geschmacks-Arithmetik.

Es gibt (durchaus ernstzunehmende) Weinfreunde, die haben mit trockenen weissen Bordeaux generell nichts am Hut. Ich teile mit Gabriel bei diesem Fieuzal auch die Sensation eines «ingenieusen Bouquets (Pfersich, Minze, weiche Vanille, ein mineralisches Parfüm). Schlanker Gaumen, feine Pfeffernote, rassig und extrem lang. Nach vielen burgunderartigen Fieuzals in der Vergangenheit ist dies ein sehr gradliniger grosser Bordeaux, der sein Sauvignon-blanc-Erbe deutlich offenbart. Mit dem Fieuzal blanc haben Sie entschieden einen der ganz grossen weissen Bordeaux von 2014 im Glas. Der findet gewiss den Weg in Gabriels eigenen Keller.» In meinen auch. Wo er recht hat, hat er recht. Das ist, bei den Bordeaux, öfter der Fall als nicht.

Château de Fieuzal Pessac-Léognan 2014.
13 % Arvi, Melano. Fr. 41.05. www.arvi.com

DIE WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01





Auto

Schwarz im Anzug

Rolls-Royce geht auf die dunkle Seite: Ein Tag mit dem Wraith Black Badge in Berlin. Von David Schnapp

Ein Rolls-Royce zu fahren, bedeutet ja nicht in erster Linie, dass man sich für ein bestimmtes Auto entschieden hat, weil es einen bequem von A nach B zu bringen vermag. Es ist richtig, dass ein Rolls-Royce zwar schön, komfortabel, kraftvoll und luxuriös ist. Gleichzeitig ist er zu gross, zu unhandlich, und er ist so diskret wie ein Pelzmantel im veganen Restaurant.

Man fährt also einen Rolls-Royce, weil man es kann und weil er eine Art ultimative Belohnung

darstellt. Die endgültige Gewissheit, dass man es geschafft hat. Die Strassenschiffe aus Goodwood, England, sind für ihre Besitzer ein persönliches Statement, fast alle Fahrzeuge werden individualisiert mit Leder, Farben, Emblemen und so weiter. Einen Rolls-Royce zu fahren, ist also Ausdruck einer Lebenseinstellung, englisch *lifestyle*, und dieser Idee folgt die neue Sonderreihe Black Badge, die nun für die beiden Modelle Ghost und Wraith angeboten wird.

Der Geist von Muhammad Ali

Die Autos sehen nun aus wie schwarze Anzüge von einem sehr guten Schneider; sie seien im Geiste von Männern entstanden, die die Welt verändern wollten, heisst es nicht ganz ohne Pathos bei Rolls-Royce: Malcolm Campbell, Howard Hughes, Keith Moon, Yves Saint Laurent, Muhammad Ali und Charles Rolls. Ein Black Badge soll nicht nur ein Auto sein, sondern auch ein starkes Gefühl. Kürzlich wurde ich eingeladen, davon eine Ahnung zu erhalten – während 24 Stunden in Berlin.

Ausgehend vom schicken *hideaway*-Hotel «Das Stue» direkt am Zoo, fuhr ich mit dem Wraith zunächst in Richtung Süden. Die Studenten-, Beamten- und Lobbyisten-Stadt Berlin ist für einen Rolls-Royce nicht gerade das natürliche Habitat: Die Fahrt in die Lücke muss man sich mit der schieren Wirkung der Masse erkämpfen, freiwillig lässt einem niemand den Vortritt. Dazu Baustellen im Multipack – der Flughafen ist längst nicht das einzige Vorhaben, das in der Hauptstadt noch nicht fertiggestellt ist. Aber dann: Autobahn ohne Tempolimit, der vielleicht wichtigste Beitrag Deutschlands an die freie Welt. Da kann der Wraith mit seinem famosen Luftfederfahrwerk und dem mächtigen Zwölfzylinder-Aggregat buchstäblich aus dem Vollen schöpfen. Selten fährt man oberhalb von 200 km/h so souverän, elegant und mühelos.

Die Black-Badge-Modelle unterscheiden sich übrigens von anderen Wraiths oder Ghosts durch eine hochglänzend schwarzlackierte «Spirit of Ecstasy» auf dem dunkel schimmernden Kühlergrill, spezielle Felgen aus Carbonfaser und Aluminium und natürlich einer tiefschwarzen Lackierung. Beim Wraith gibt es zur Leistung von 632 PS noch etwas mehr Drehmoment obendrauf, plus 70 Newtonmeter genau. Wenn man schon einen Bonus für die eigene Lebensleistung kauft, darf es auch etwas mehr sein.

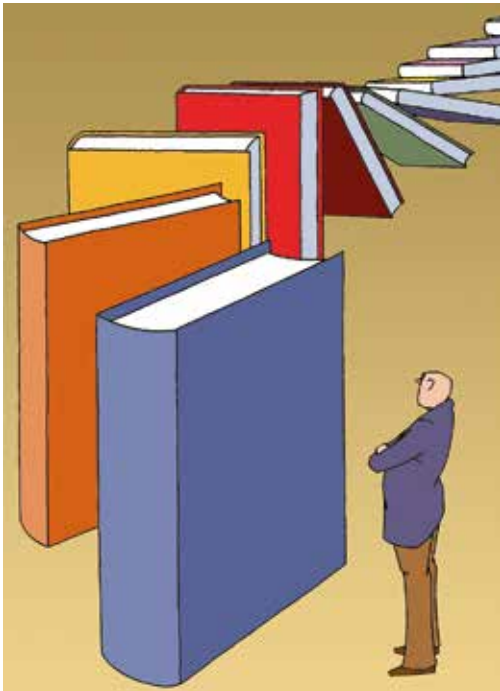
Rolls-Royce Wraith Black Badge

Leistung: 632 PS (465 kW); Hubraum: 6592 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 412 500.–



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man der *Weltwoche*-Redaktion das Buch «Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod» von Bastian Sick als Bettlektüre empfehlen?

Heidi Lüthi-Hirzel, Muttenz

Den Bestseller «Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod» von Bastian Sick darf man guten Gewissens empfehlen, das Buch ist witzig und gut geschrieben. Was mich etwas irritiert, ist, dass Sie offenbar der Meinung sind, die Autorinnen und Autoren der *Weltwoche* würden Dativ und Genitiv vertauschen. Das kann sicher mal passieren, aber da ist ja noch das hervorragend arbeitende Korrektorat, das solches zu verhindern weiss. Zu diesem Thema würde ich Ihnen ein anderes Buch vorschlagen, das kein Bestseller war und das man deshalb hemmungslos weiterempfehlen sollte: «Weys Deutschstunde».

Max Wey, ehemaliger Chefkorrektor der Weltwoche

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Überzeugungen sind nur Überzeugungen, wenn man sie für wahr hält.» *Benjamin Kilchör*

Rortys absoluter Standpunkt

Nr. 15 – «Mehrheit vor Wahrheit»; Editorial von Roger Köppel

Es ist ein Denkfehler, zu meinen, eine kontroverse Debatte könne nur zustande kommen, wenn man den Wahrheitsanspruch aufgibt. Überzeugungen sind nur Überzeugungen, wenn man sie für wahr hält. Der Rückzug in den Relativismus führt nicht zur kontroversen Debatte, sondern zum Ende jeder Debatte. Demokratie bedeutet, den Mehrheitsentscheid zu akzeptieren, obwohl man ihn für falsch hält, nicht, weil er so sowieso relativ und damit gleichgültig ist. In den Worten von G. K. Chesterton: «Man sollte erst dann schreiben, ja sogar sprechen, wenn man der Meinung ist, dass man recht hat und der andere unrecht.» Zumindest scheint Rorty es ja für eine Einsicht ins «Wesen der Dinge» zu halten, dass es keine Einsicht ins Wesen der Dinge geben kann. Also schliesst er sich selbst aus vom Relativismus, den er von anderen einfordert, und stellt sich damit auf einen absoluten Standpunkt.

Benjamin Kilchör, Gossau

Und Sommaruga?

Nr. 15 – «Dank Jordan: Acht Jahre Stagnation»; Kolumne von Peter Bodenmann

Herr Bodenmann, die Platte hat langsam einen Sprung. Immer nur Jordan und die SNB. Andere Hoteliers haben auch Schwierigkeiten mit dem starken Franken, doch nicht nur die! Dass die Schweiz prozentual mehr Erwerbslose hat als Deutschland, geht wohl kaum allein auf das Konto der SNB – fairerweise müsste hier auch Ihre Genossin Frau Sommaruga aufgeführt sein!

Paul Gantenbein, Uster

Danke für die Weltoffenheit

Nr. 15 – «Go on, Mr Trump»; offener Brief von Sacha Wigdorovits

Wir möchten uns beim Autor und bei der *Weltwoche* bedanken, dass sie bei dieser Lügenpresse nicht mitmachen. Diesen Beitrag können wir unterschreiben: sehr gut geschrieben und faktenbasiert. Dass solche weltoffenen Menschen hier schreiben dürfen, ist grossartig.

Roman Meyer, Aarau

Moralische Entrüstung

Nr. 15 – «Jürg Jegge hat mir das Leben gerettet»; von Lukas Leuenberger

Noch selten hat mich etwas, das mit mir persönlich nichts zu tun hat, dermassen aufgewühlt

wie das Drama um Jürg Jegge! Für mich war damals das Buch «Dummheit ist lernbar» eine veritable Offenbarung, und ich kann mich an einzelne Passagen heute noch genau erinnern. Ich danke Lukas Leuenberger, dass er öffentlich eine Lanze für Herrn Jegge gebrochen hat. Die mediale Hatz auf den 74-Jährigen widerstrebt mir zutiefst, und diese moralische Entrüstung alenthalben widert mich an. Das etwas abgedroschene Zitat aus der Bibel «Wer ohne Fehl ist, werfe den ersten Stein» drängt sich hier geradezu auf. Dunkle Abgründe und lichtvolle Höhen machen das Innere eines jeden Menschen aus. Ja, so ist das ... *Barbara Peter, Wil*

Erfolgreiche Behandlung

Nr. 15 – «Entziehungskur unter Narkose»; Alex Reichmuth über das Spital Interlaken

Ich arbeite seit fünf Jahren mit Dr. Waismann. Sein Honorar ist kein Skandal, dieses ist in jeder Hinsicht gerechtfertigt, selbst ohne explizite ärztliche Tätigkeit. Der Skandal besteht darin, dass wir Jahr für Jahr einen dreistelligen Millionenbetrag für sogenannte etablierte Entzugsverfahren sowie für die Heroin- und Methadonabgabe ausgeben, obschon jegliche Evidenz hinsichtlich Abstinenz fehlt. Würden unsere ANR-Resultate durch eine wissenschaftliche Untersuchung auf die Hälfte reduziert, wäre der Erfolg immer noch mehr als doppelt so hoch. Schade, hat die *Weltwoche* mit keinem Patienten gesprochen und die erfolgreiche Behandlung opioidabhängiger Schmerzpatienten unterschlagen.

Dr. med. Daniel Beutler, Thun

Silberstreifen am Horizont

Nr. 14 – «Eine Lanze für die Offiziere»; René Zeller über die Armee

Wenn Präsident Holenstein sich in seinem Vorstand und bei den angegliederten Offiziersgesellschaften durchsetzen kann, sehe ich einen Silberstreifen am Horizont für eine starke und schlagkräftige Armee – ausgerüstet mit den notwendigen Kampfmitteln. Die Grundstruktur ist mit der Weiterentwicklung der Armee (WEA) geschaffen worden.

Hans-Peter Neuweiler, Maj a D, Ermatingen

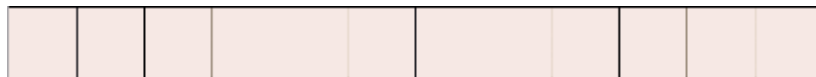
Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
12					13	14		15		16	
17					18			19			
		20			21					22	
23	24					25				26	
				27		28		29			
30		31	32					33			
	34					35	36			37	38
39					40				41		
42						43		44			
		45						46			
47						48				49	



Lösungswort — Sie ist Teil des Vereinigten Königreiches
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Die höhere Instanz soll es da richten. 7 Zurückweisung mit Ausrufezeichen. 12 Schweiz: das Humor-Festival in hoher Lage. 13 Das menschliche Sein folgt keiner klaren Linie. 16 Name, Person und ein Buch der Bibel. 17 Chinesische Provinz: Quelle für Kräuter der Heilkunde. 18 Mahlzeit, opulent, wie die feiernde Gesellschaft sie kennt. 20 Eine wie das Temperament. 22 Die Nenngrösse ist hier verkleinert. 23 Ob Gottes- oder Götzenbild, gilt für beide. 25 Nicht Hochsondern Freisitz. 27 Für Spanier die Farbe des Blutes. 29 Du sollst nicht ..., gemäss Gebot. 30 Wie 46 waagrecht, jetzt aber in Ostafrika. 33 So gross ist mit Sicherheit ein Angeber. 34 Füsse, die mancherorts die Länge angeben. 35 Franz war ein deutscher Dichter, Heinrich nur fast. 37 Eine in den USA und Kanada bekannte Münze. 39 Trotz Computer: Er pflegt die Schriftkultur. 41 Das Quartier in Zürich ist weitläufiger als es den Anschein macht. 42 Die Kraft heimischer Winde, ist ganz schön ausgeprägt. 43 In seiner Existenz getroffen, steht er dann so da. 45 Er steht im Ruhestand, von Gott abgesegnet. 46 Wichtige Hafenstadt im Nahen Osten. 47 Sie stehen zur Wahl: Dorf bei der Reuss oder beim Biglenbach. 48 Wer Bukowskis Chinaski kennt, kennt auch ihn. 49 Die norwegische Krone, nicht krönend sondern beschränkt.

Senkrecht — 1 Eine Stunde, beim Dolcefar niente schnell vorbei. 2 Die Süsskartoffel in Neuseeland hat bei den Māori ihren eigenen Gott. 3 Der Winzling liebt den Keller mehr als wir ihn. 4 Nur mit Mühe und also mehr schlecht als recht. 5 Amerikanisches Magazin, hatte das Leben zum Motto. 6 Händler und Pfarrer kennen sie gut. 8 Manchmal erzwungen, manchmal widerrufen. 9 Kurz: Das um die Erde kreisende Objekt forscht. 10 Sie stehen am Himmel, wenn auch schwer erkennbar. 11 Weder Sekante noch Passante, sondern sie. 12 Hinduismus: Feuerform des Göttlichen. 14 Ohne Verpackung ist's dann eins zu eins. 15 Tat zum Auftakt. 19 Wie Donald Trump sich zum Irrtum äussert. 21 Geheimnisvoll sind sie hoch oben am Himmel. 24 Gouvernment des Sultanats Oman. 26 Potenzieren ohne gleich zu eskalieren. 27 Flauschiger Mantelstoff. 28 Es hat einen Anfang und ein Ende, immer wieder. 31 Was Bauern mit Kühen, machen Ganoven mit Leichtgläubigen. 32 Er ist ein gut aussehender Freund, weiss Maupassant. 33 Japanische Stadt am Nagara. 36 Wie Millionen Menschen die Erde sehen. 38 Eine Marke, die man sich zurechtbasteln muss. 39 Der bekannte Strauch aus den Anden gibt sich deutsch. 40 Auf du mit dem Bösewicht aus Goldfinger. 41 Die Akne ist nicht klar erkennbar. 44 Fraglos ein Sohn von arabischen Eltern.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 513

Z	H	A	E	S	T	E	J	R	R	E	N
I	S	A	A	K	P	I	L	S	E	I	E
N	E	L	K	E	N	O	E	L	B	E	N
S	A	B	O	L	T	R	A	M	D	E	J
S	N	E	W	S	O	I	E	A			
S	O	F	T	I	E	V	I	R	R	E	A
I	N	R	O	T	H	E	M	S	E	M	A
D	A	S	T	O	L	A	N	E	I	G	E
E	S	E	L	E	N	O	R	M	L	I	N
R	I	S	A	N	D	G	A	L	L	E	N
S	E	E	L	S	O	R	G	E	R	E	N
B	R	E	U	E	S	E	N	T	A		

Waagrecht — 3 AESTE 7 IRREN 12 ISAAK 15 PULS 16 EULE 17 NELKENOEL 18 BENIN 19 SABOL 20 TRAM 22 DEJA 23 NEWS 25 OIE (franz. f. Gans) 27 SOFTIE 30 IRRE 33 INRO (jap. Siegel- bzw. Medizinschachtel) 34 THEMSE 37 MAL 39 STOLA 40 NEIGE 42 ESEL 45 ENORM 47 INES (eins) 48 RISAN 50 GALLEN 51 SEELSORGER 52 ENDE 53 BREU 54 SENTA

Senkrecht — 1 ZINS 2 HALB 3 AKELEI 4 SPOTS 5 TUER 6 ELLA 8 REEDER 9 RUNE 10 ELIJA 11 NENA 13 SEASON (engl. f. würzen, Jahreszeit) 14 AKONTO 21 MOIS (franz. f. Monat) 24 WETTE 26 IREN (rein) 27 SIDERS 28 FRAESER 29 VELO 31 EMINENT 32 ALES 35 HONORE (de Balzac; Die menschliche Komödie ist Buchtitel) 36 MARGE 38 AGENDA 41 EILEN 43 SIEB 44 LALE (ella: span. f. sie) 46 MARS 49 NSU (war rechtsextreme terror. Vereinigung)

Lösungswort — HEIDENANGST



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



GUBELIN

gubelin.com/patek-philippe



Jahreskalender Chronograph
Ref. 5960/1A